

SCHWÄBISCHE HEIMAT

3

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / JUNI 1958



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1958

9. Jahrgang

Drittes Heft — Mai / Juni

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

WALTER GRUBE

für Geschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO LINCK

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.- geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. — Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. — Einzelheft DM 1.50. — Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

*Titelbild: Der Ulmer Münsterbaumeister Moritz Ensinger
(Gemälde 1482).
Städt. Galerie Mainz*

INHALT

Steinadler

Erzählung von Ernst Baur 81

Das Kloster Wiblingen

Von Herbert Wiegandt 83

Jahresringe einer alten Stadt

Von Hellmut Pflüger 88

Ziele der Stadtentwicklung Ulm

Von Ludwig Zimmermann 95

Zur Instandsetzung des St. Candidus-
kirchleins in Kentheim

Von Rudolf Lempp 99

Das Volkstümliche der Schrezheimer
Fayencen

Von Karl Schumm 102

Ulmer Kirchengeschichte

Von Otto Wiegandt 105

An der Donau

Gedicht von Werner Walz 107

Zur Geschichte Ostschwabens

im Spätmittelalter

Von Ernst Müller 108

Klarstellungen zum Bodenseuproblem .. 113

Von der Schönheit unserer Landes-

hauptstadt 116

Sorgenkind Rosensteinpark

Von Otto Feucht 116

Buchbesprechungen 118

Steinadler

Von Ernst Baur

Die Luft war auch an diesem Morgen durchsichtig gewesen wie Glas; allein die weißen Föhnwolken des Vortags standen dichter geballt im Süden und wuchsen unaufhaltsam dem Zenit entgegen. Noch gelang unser Abstieg über den heimtückisch lockeren Grat; dann nebelten die Kämme zu. Schon auf den obersten mageren Grasböden begann es zu tropfen, zu rieseln und ging schließlich in strömenden Regen über. Mit einem Seufzer der Erleichterung hörten wir nach einer guten Stunde Herdengeläut aus dem Dunst klingen, und bald tauchte hier und dort zwischen Latschen und struppigem Erlengebüsch weidendes Jungvieh auf. Ein Ende weiter lag im Schutz mächtiger Blöcke die Alm selber, eine elende kleine Hütte ohne Stallung. Unter dem auf vier schiefen Pfosten ruhenden offenen Dach wurden eben von zwei Sennen einige zwanzig Milchkühe zusammengetrieben und gemolken.

In der Tür lehnte breitspurig der Alpmeister, ein ungeschlachtes Mannsbild, das den ganzen Rahmen ausfüllte. Sein Gesicht sah nicht gerade vertrauenerweckend aus: die linke Hälfte glich mehr einem zerknitterten Fetzen groben schmutziggrauen Papiers; an Stelle des Auges war ein tiefes Loch. Aber er nickte uns auf die Frage, ob wir unterstehen könnten, bereitwillig zu: „Soviel Platz ist, gern!“ und gab den Eingang frei.

Drinnen am Herd, der aus Feldsteinen dürftig zusammengefügt war, hockte bereits ein Gast im grünen Försterrock und beugte sich aufmerksam zu einer Pfanne, in der auf prasselnden Scheiten Milchkaffee dampfte. Wir hängten die triefnassen Mäntel zum Trocknen und streckten fröstelnd unsere klammen Hände über den primitiven Aufbau, aus dem das Feuer lustig durch alle Ritzen züngelte und, weil der Abzug fehlte, den düsteren Raum mit beizendem Rauch erfüllte. Aber schon die ersten Fragen des

Jägers nach woher und wohin fachten unsere verebbte Bergfreude wieder an und zwangen uns gleich das köstliche Erlebnis auf die Lippen, das wir nach der heiklen Kletterei im brüchigen Gefels der Grauspitze erfahren hatten.

Kaum saßen wir nämlich frohlockend auf dem schmalen First und suchten in der weiten Runde die vertrauten, silberglänzenden Gipfel, um dann den Blick in die stillen grünen Täler mit den paar winzigen Siedlungen zu senken, als plötzlich wuchtiger Flügelschlag rauschte und ein mächtiger Adler majestätische Kreise über unseren Häuptern zog. Nah, immer näher; schon hob sich vom hellbraunen Geriesel seiner Brustfedern der weiße Flaum am vorwärtsgestrafften edlen Bug des Halses ab, schon blitzte deutlich das wilde Auge den Eindringlingen in sein Reich drohend entgegen – unser Herz aber stand still, und wir wagten nicht zu atmen – da brach aus der zerborsteten Wand wenig unterhalb jählings eine gewaltige Scholle und krachte schütternd und staubwirbelnd zum Abgrund. Erschreckt schoß auch der Vogel in steilem Gleitflug nieder und verschwand um die nächste Bergkante.

„Dann wird sein Horst eh nicht weit sein!“ meinte der Grünrock gleichmütig und rührte in der strudelnden Brühe, die ihm offenbar im Augenblick wichtiger schien.

„Ja, gegen das Saminatal hin gibt's ihrer noch zwei oder drei“, bestätigte der Alpmeister, „und jetzt, wo sie Junge haben, sind sie ganz des Teufels.“

„Kommt es denn vor, daß sie in der Zeit auch Menschen angreifen?“ nahm meine Begleiterin einen Gedanken wieder auf, den wir nach jenen fassungslosen Sekunden selbst schon erwogen hatten.

„Wohl, wohl!“ Er zeigte mit knurrendem Lachen auf seine Backe. „Da seht Ihr den Beweis!“

„Das wäre ein Adler gewesen?“ riefen wir zweifelnd.

„Zwei sogar; freilich, dreißig Jahre sind drüber hin.“ Er zündete eine Kerze an und ging ins Nebengelaß, wo die Sennen die Milch abstellten, um den Fettgehalt zu messen. Nach einer Weile hatten die Alpleute ihre Arbeit beendet und setzten sich zur Brotzeit mit an den Tisch.

Aber das Gespräch von eben ließ mir keine Ruhe. „Alpmeister, das mit den Adlern müßt Ihr erzählen“, bat ich, als der Mann schließlich sein Messer zuklappte.

Er nickte bedächtig und wischte die Brosamen aus dem fransigen Schnauzbart. „Eine Mordsdummheit ist's gewesen, wie man sie im gewissen Alter leicht tut; gelt, Sepp, ja!“ Sein einäugiger Blick streifte den jungen Burschen auf der Bank neben sich. „Zwar die Vögel haben uns damals in knapp einem Monat vier Jungschafe mitten aus der Herde weggetragen für ihre Brut, und nachdem wir heraushatten, wo sie hausten, und daß man den Räubern wahrscheinlich von oben her am Seil beikommen könne, war es für uns Hütebuben beschlossene Sache, hinaufzuklettern und den Horst auszuräumen, wenn die beiden Alten auf Futtersuche unterwegs seien. Ein Sack wurde auch mitgenommen: vielleicht daß man ein Junges heimbringen könnte zum Zähmen. Mich als den leichtesten und frechsten haben sie dann hinuntergelassen, an die dreißig Fuß und schier senkrecht. Zuerst ging alles gut; der Sack mit einem Jungen lag bereits wieder bei den Kameraden. Den Horst hatte ich mit den beiden anderen Vögeln aus dem Spalt gestoßen und war selber bloß noch fünf Mannslängen unterm Rand. Da schreien die beiden droben: „Schnell, schnell, die Alten!“ und holen das Seil ein, daß meine Knie nur so am Fels vorbeischrammen. Mit einem hört der Zug auf: das Seil hat sich irgendwo verklemmt. Der Fridolin zappelt frei herum, und Hände und Füße kratzen an dem glatten Stein nach Halt. Indem sausen die Adler fauchend heran. Ein spitzer Stoß trifft mich ins Genick, daß der Schädel nur so gegen die Wand bollert. Das Hemd ratscht auf; mir läuft es naß und warm übern Rücken. Und dann krallt sich's fest in den Haarboschen, und etwas hackt mir blitzschnell ins linke Aug, daß ich aufheulen muß wie ein Besessener. Nach oben zupacken in Federn hinein und den zweiten Hieb ins Gesicht kriegen, war ein Ding. Ich hab nicht mehr überlegen können, nur brüllen und um mich schlegeln und spüre noch, wie es endlich von oben wieder anruckt und sie mich hochziehen, und weiß nichts mehr. Jedenfalls wird sich das verfluchte Seil bei dem Schaukeln her und hin gelockert haben, und das war mein Glück; sonst wäre vom Fridolin Marugg nicht viel übrig geblieben:

das Auge hin und die Backe zerrissen wie von einem schartigen Brotmesser und die beiden Hände schier ein halbes Jahr nicht einmal mehr zum Essen zu gebrauchen. Der Doktor im Tal hat andern Tags ein gehöriges Trumm Faden vernähen müssen. – Ja, so ist's mir beim Adlerfangen gegangen.“

„Und das Junge?“ fragt einer der Sennen wissbegierig. „Habt ihr es aufgezogen?“

Er schüttelt den Kopf. „Ich meine, es sei bald verreckt. So Vögel leiden keine Gefangenschaft; gelt Jäger?“

„Unter Umständen schon!“ sagt der ein wenig von oben herab und doch voll Behagen, daß der Schwatz jetzt an ihn kommt. „Sie schlagen dann nur merkwürdig aus der Art. Wir haben da vorigen Sommer einen bekommen sollen für den Naturschutzpark bei Zernez; schon voll ausgewachsen und maß über zwei Meter in der Flügelspanne. Ein Professor in Bern hat ihn wollen schenken zum Aussetzen. Die Kiste füllte den halben Güterwagen, und war eine elende Schinderei stundenlang selb vieren vom Bahnhof ins Tal Cluozza zum Blockhaus vom Parkwächter. Da stellt man endlich ab, putzt den Schweiß vom Grind und klappt die Tür auf. Wer aber keinen Muckser tut, ist unser Adler. Wir klopfen; es hilft gar nichts. Die Frau vom Parkwächter wirft einen Brocken Fleisch hin; er regt sich grad so wenig. Bis wir ungeduldig die Steige hochwuchten und ihn herausrutschen lassen. Da hockt er nun am Boden, geduckt wie ein Armersünder und dreht scheu den Kopf hin und her. Alles geht beiseit, damit er sich nicht geniere, und richtig, er riskiert einen zahmen Hopser und wieder einen. Auf einmal kommen drei, vier Hennen, die in der Nähe herumpicken, und fangen an neugierig vor dem fremden Gast zu gackern. Was macht unser Adler? – Kehrt, so schnell er kann, ist mit einem Satz wieder in seinem Bau und drückt sich in die hinterste Ecke. Schließlich muß man die Kiste wieder aufladen und hundert Meter weiter schleppen zu einem kleinen Vorsprung überm Tal. Dort haben wir ihn zum zweitenmal herausgeschüttelt, und er ist wohl oder übel mit ein paar Flügelschlägen in einen Tannenbusch hinuntergeflattert.“ – Wir zwinkern einander lachend zu: „Jägerlein, faustdick!“

„Oho!“ begehrte der Erzähler auf, „ich kann einen Eid leisten auf jedes Wort. Und es kommt noch besser. Zwei Tage später nämlich muß der Parkwächter talaus nach Zernez. Vorm Wald, wo die Straße vom Ofenpaß vorbeiläuft, ist ein kleines Anwesen. Der Eigner liegt unterm Fenster und sagt: Langer, sagt er, geh her! Ich hab was für dich. – So!

knurrt der, springt übern Graben zum Haus hin und denkt gleich sein Teil. – Heut' morgen will mein Weib da im Schuppen Anfeuerholz holen. Die Tür ist so gut wie immer offen, mußt du wissen. Auf einmal tut's einen Schrei. Sie stürzt heraus, die Augen ganz verdreht vor Angst, weist über die Achsel: Christian! Christian! und kann kein Wort weiter sagen. Ich pack den nächstbesten Prügel. Wer hockt aber drinnen? Ein Mordsvied von einem Adler und hupft gleich in den dunkelsten Winkel und guckt mich von unten herauf gottsjämmerlich an, als hätte

er ein schlechtes Gewissen. Du kannst ihn mitnehmen, ich mache es dir billig. – Jawohl, solche gibt's halt auch. Es ist nichts übrig geblieben, als dem Professor zu schreiben, er solle seinen Vogel wieder holen und einem zoologischen Garten schenken.“ –

Knisternd fällt die Glut im Herd zusammen. Draußen hat sich der Wind mit harfen Stößen aufgetan, und als wir ihm die Tür öffnen, wölbt sich ein klarer Nachthimmel sternenbestickt über dem schmalen Hochtal. Herdeglocken läuten aus dem Dunkel, und fernab singt der Wildbach sein brausendes Lied.

Das Kloster Wiblingen

Von Herbert Wiegandt

Wie ein riesiges Scheunendach ragt das Barockkloster Wiblingen, weithin sichtbar, aus der Ebene südlich der Donau, unweit des Einflusses der Iller, wenige Kilometer entfernt von der alten Reichsstadt Ulm. Betreten wir durch das schmale Tor den weiten Hof, so steht, alles beherrschend, vor uns die gewaltige Front der Kirche. Links und rechts erstrecken sich die Trakte der Klostergebäude, aber obwohl von einer vornehmen Stattlichkeit, wirken sie fast gering und beiseitegeschoben von dieser machtvoll vordringenden, wuchtig hingestellten Fassade, flankiert von zwei viereckigen, klotzigen Turmstümpfen. Die Türme selbst, die das Ganze schwereloser gemacht hätten, wurden nicht mehr gebaut. Der Barock hat hier nichts Leichtbeschwingtes, nichts von Schnörkel und Zier – es sei denn eine Andeutung davon in den schlanken, zurückhaltenden Säulen, die das Mittelportal umrahmen. Noch einmal herrscht hier eine fast hochmittelalterliche Wucht und einfache Größe, ist alle ausschweifende Gebärde zurückgenommen zu gesammelter Kraft.

Wiblingen ist der letzte monumentale Kirchenbau des süddeutschen Barocks, jenes erstaunlichen achtzehnten Jahrhunderts, in dem es ist, als ob ein wahrer Furor des Bauens losgebrochen wäre, wo nach der langen Ode und Armut des Dreißigjährigen Krieges eine ganze Schar genialer, untereinander geheimnisvoll durch die gleiche Sprache künstlerischen Ausdrucks verbundener schöpferischer Kräfte hervortrat: Cosmas und Egid Asam, Dominikus und Johannes Zimmermann, Balthasar Neumann, Mathäus

und Ignaz Günther, die Sippe der Feichtmayer und die Generationen der Wessobrunner, der Thumb und Beer aus Vorarlberg und vieler anderer; und wo man auf den Grabstein eines der Größten unter ihnen, des Johann Michael Fischer, der auch beim Klosterbau von Wiblingen beteiligt war, schrieb, er habe nicht weniger als zweihunddreißig Gotteshäuser und dreihundzwanzig Klöster gebaut.

Eine enorme Lust am Neuen war damals angebrochen. Überall wurden die alten romanischen und gotischen Kirchen niedrigerissen und durch Neubauten ersetzt: in Weingarten, Obermarchtal und Neresheim, in Ottobeuren und Zwiefalten, in Diessen und Rot an der Rot; oder es wurden, wo die Mittel dazu nicht ausreichten, die alten Bauten durch Aufbrechen lichter Fenster, durch die Farben der Deckenbilder und das alles überspielende Gespinst des Stucks, das Ge wimmel der Putten und Figuren wenigstens im Innern völlig verwandelt, so in Ochsenhausen, in Andechs oder Rottenbuch. Daneben entstanden die zahllosen neuen Dorf- und Wallfahrtskirchen, erblühten die Wunder von Birnau am Bodensee, von Steinhausen oder der Wieskirche. Hier ist im süddeutsch-katholischen Raum das festlich strahlende Gegenstück zu der Tiefe und Innerlichkeit der Barockmusik des protestantischen Nordens.

Auch in Wiblingen ließ der Abt Roman Fehr, eine der herrscherlichen Prälatengestalten dieser Zeit, der kaum ahnte, daß er der vorletzte in der langen Reihe der Wiblinger Äbte sein sollte, sein großes romantisches Münster aus dem 13. Jahrhundert abreißen.



Klosterkirche Wiblingen: Außenfassade

Aufnahme Walker

Es mag dies mancher – aus der heute wieder den Frühzeiten mehr als den reifen Spätstilen zugewandten Stimmung heraus – bedauern. Aber Richten ist müßig, das Gesetz der Geschichte ist Umgestaltung und Wandel, das Schöpferische ist allzuoft egoistisch und ohne Pietät, und das Neue entsteht aus dem Untergang des Alten.

Als man die Wiblinger Kirche baute, war die Barockwelt schon herbstlich geworden. Und schon acht Jahre nach ihrer Vollendung brach die Französische Revolution aus, eine jener geschichtlichen Wendes, an denen sich alles verändert. Der Anfang von Wiblingen fiel in die Zeit hoher religiöser Spannungen am Beginn der Kreuzzüge. Zwei Brüder, die Grafen



Klosterkirche Wiblingen: Innenansicht

Aufnahme Walker

Hartmann und Otto von Kirchberg gründeten im Jahr 1093 das Kloster, um den Segen Gottes für eine Fahrt ins Heilige Land zu erhalten. Von Sankt Blasien wurden zwölf Benediktinermönche für die Neugründung abgeordnet; sie wurden in der nahe an der Iller gelegenen Kirchbergschen Burg einquartiert, bis sechs Jahre danach das Kloster stand. Der Konvent

vermehrte sich, und nach dem benediktinischen Grundsatz *ora et labora* wurde das öde Wald- und Sumpf-land der Illerauen bald ur- und fruchtbar gemacht. Doch ist die Geschichte des nicht abseits, sondern in einem immer wieder durch Kriege und Durchzüge von Heeren aller Nationen betroffenen Gebiet gelegenen Klosters bewegt und unruhig. 1134 wurde



Kloster Wiblingen: Bibliotheksaal

Aufnahme Walker

das nahe Ulm im Kampf der Staufen und Welfen völlig niedergebrannt, und 1271 traf dieses Schicksal das Kloster selbst. Bald wurde es wieder aufgebaut; von der damals errichteten Kirche besitzen wir noch den Grundriß und mehrere Abbildungen: es war eine stattliche Basilika mit Querschiff und einem gedrungenen Turm über der Vierung. Auch vier neue Glocken wurden damals gegossen, die größte ist noch erhalten. Sie ist die älteste in Württemberg, die eine Jahreszahl trägt.

Auch an inneren Krisen mangelte es nicht. Unter schwachen Äbten verfiel die Zucht; ihre Wiederherstellung scheint zuweilen nicht ungefährlich gewesen zu sein. So berichtet die Chronik, daß im 15. Jahrhundert der Abt Ulrich Hablützel, da ihm seine Mönche nach dem Leben trachteten, gezwungen war, einen Panzer unter der Kutte zu tragen. Doch häufiger hören wir von den Leistungen des Klosters, vor allem auf dem Gebiet der Wissenschaft. Zumal in der Zeit nach der Reformation war Wiblingen

eine Pflegestätte der wiederentdeckten griechischen und lateinischen Klassiker wie des Hebräischen. Diese Blütezeit ging im Dreißigjährigen Krieg zu Ende. Schweden wie Kaiserliche zogen brandschatzend durch das Land; das Zugvieh wurde weggeschleppt, und die Bauern spannten sich selbst vor den Pflug. Der Abt war gezwungen, mit seinen Mönchen um Brot betteln zu gehen. 1635 kamen Seuchen, in Wiblingen wurden von 400 Einwohnern 300 weggerafft, andere Orte in der Gegend starben ganz aus. Ein Teil der Mönche flüchtete nach Petershausen bei Konstanz, die Zurückbleibenden fielen fast alle der Seuche zum Opfer. Der Chronist Gotthard Schall erzählt, daß am Himmelfahrtstag 1635 außer ihm selbst und dem Novizen Christoph Hasenfuß nur noch der sterbende Prior im Kloster war – „was nicht gleich anfangs der Schweden wegen vom lieben Gotteshaus weggezogen, ist an der Pest gestorben. Obige Personen hab ich alle zur Erde bestattet, ich armer Frater Gotthard!“

Unter den Deckenbildern der heutigen Kirche findet sich die Darstellung, wie man schon 1633, um sie vor den Schweden zu schützen, die kostbarste Reliquie, einen Kreuzpartikel, hinter dem Hochaltar vergrub. Nun war nach dem Tode des Priors niemand mehr am Leben, der den Ort kannte; alles Suchen blieb, als ruhige Zeiten gekommen waren, vergeblich. Da kehrte, nach der Legende durch ein Traumgesicht veranlaßt, der alte Maurer, der nach Kärnten geflohen war, zurück und öffnete die Steinplatte, die er seinerzeit vermauert hatte. 1646 flüchteten die Mönche noch einmal vor den Schweden und sahen vom sicheren Ulm aus einen Teil ihres Klosters in Flammen aufgehen.

Auch der Spanische Erbfolgekrieg brachte um 1700 wieder Einquartierungen und Plünderungen, bis dann ein knappes Jahrhundert des Friedens und des Blühens anbrach, mit ihm ein neuer Geist, der auf Klarheit und Helle des Verstandes ausging und der nach all der Düsternis der vergangenen Zeit auf Optimismus und Heiterkeit gestimmt war. Schon 1714 begann man mit einem großzügigen Neubau des Klosters nach einem Plan, der dem Zeitgeist entsprechend die Gebäude von palastartiger Größe samt mehreren Innenhöfen in strenger Symmetrie um die Achse der Kirche gruppierte. Das ganze 18. Jahrhundert hindurch wurde gebaut, und als 1806 das Kloster aufgehoben wurde, fehlte zur Vollendung noch der südlich an die Kirche anschließende Flügel.

Merkwürdigerweise wurde er 110 Jahre später, im 1. Weltkrieg, in der geplanten Gestalt fertiggebaut, nun aber als Ulanen-Kaserne. Die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert stand im Zeichen der Napoleonischen Kriege, und wieder wurde das Kloster aufs schwerste ausgeplündert. Auch der Geist der Zeit hatte sich geändert; die Stunde der Klöster war vorbei, überall wurden sie vom Staat aufgehoben. Nachdem Baden, Bayern und Württemberg um seinen Besitz gestritten hatten, so sehr, daß es im Januar 1806 bei einer Schießerei im Klosterhof Tote und Verwundete gegeben hatte, kam Wiblingen endgültig zu Württemberg. König Friedrich bestimmte es zur Residenz seines Bruders Heinrich; von jetzt an durfte man – sogar bei Geldstrafe – nicht mehr vom „Kloster“, sondern man mußte vom „Schloß“ Wiblingen reden, und bis heute hält sich diese damals so energisch durchgesetzte Bezeichnung. Später wurden die weitläufigen Gebäude Kaserne, jetzt dienen

sie als Wohnungen und als Altersheim der Stadt Ulm.

Völlig unberührt erhielt sich aber neben dem Riesenbau der Kirche das eigentliche Kleinod Wiblingens: der Bibliotheksaal. Immer waren ja die Kirche – als die Stätte der Gottesverehrung – und die Bibliothek – als Ort der Tradition des Geistes – die beiden Pole klösterlichen Lebens. Unter all den Klosterbibliotheken, von denen Schussenried und Ottobeuren die nächstgelegenen sind, kommt keine der Wiblinger gleich an Beschwingtheit und Harmonie, an Intimität und Anmut. Kein Ort der Ausgesetztheit des Geistes, der Unruhe und des Wagnisses, wohl aber reinster Ausdruck eines in sich geschlossenen, gesicherten Weltbildes, das seine Wahrheit in der Bewahrung hat, und das hier, nicht fern seinem Untergang, die Gestalt heiterer, geläuterter Schönheit annahm.

Unter der ausschwingenden Galerie zwischen grünmarmorierten Säulen stehen, leise vom Staub der Zeit berührt, lächelnd, in menschlicher Gestalt, die Tugenden und Wissenschaften; an der Decke aber, gemalt 1744 von Martin Kuen aus Weissenhorn, ist der Kosmos des Geistes geschlossen, sind Heidentum und Christentum, Apollo und die Musen, Papst Gregor und die Mönche um die gemeinsame Mitte der himmlischen Weisheit auf dem Wolkenthron in seliger Entrücktheit geordnet. Im Kirchenraum jedoch, 30 Jahre später begonnen, ist nicht mehr diese heitere Verklärtheit. In ihm begegnen sich zwei Zeitalter. Noch ist der Raumkörper mit seiner mächtigen Bewegtheit, noch sind seine grandiosen Maße ganz aus barockem Geist, doch schon ist es, wie wenn ein Frost darübergekommen wäre; eine neue Strenge herrscht in den kahl und hart aufstrebenden Pilastern und Säulen. In dem reinen Weiß und Gold des Dekors, in den wenigen, vereinzelt stehenden, nicht mehr in den Formfluß des Ganzen eingebundenen Figuren spricht sich ein neuer Geist aus, der Geist des Klassizismus. Doch Kühle und Strenge sind verwandelt, wenn wir den Blick zu den Decken erheben: Die Malereien des Januarius Zick, des letzten großen Deckenmalers, reißen nicht mehr den Himmel auf, in ihnen ist nicht mehr die Überwelt unmittelbar präsent, sie sind zu Erzählungen heiliger Vorgänge geworden. Seine Farben aber sind von einer ganz einzigartigen lichten Zartheit, und seine Gestalten von einer verinnerlichten Menschlichkeit, die uns Heutige noch im Tiefsten anröhrt. Hier ist, was in der Architektur als Wandel und Übergang erscheint, ins Zeitlos-Gültige aufgehoben.



Jahresringe einer alten Stadt

Ullms Befestigungen im Stadtbild



Von Hellmut Pflüger

Ulm gehört zu den wenigen großen alten Städten, bei denen sich die entscheidenden Phasen der städtebaulichen Entwicklung durch bedeutende erhaltene Teile der in immer weiter gedehnten Kreisen aufeinanderfolgenden Befestigungsgürtel im Stadtbild abzeichnen. Nicht nur einzelne Teile, auch die Gesamtheit des Erhaltenen ist Baudenkmal und charakteristischer Wesenszug einer von ihren Anfängen bis in die jüngste Zeit befestigten Stadt.

Hier soll das Ausmaß des noch erstaunlich großen heutigen Bestandes angedeutet werden, der ganz wesentlich Ullms Stadtbild mitformt. Die Gesamtentwicklung soll kurz skizziert werden.

Die Burgmauer aus dem 11. Jahrhundert um die Königspfalz auf dem Weinhof steht noch in weitem Viertelskreis als hohe Bekleidungsmauer des Steilabfalls westlich und südlich des Weinhofbergs, auf der Südseite noch als mächtige Buckelquadermauer sichtbar.

Diesen Viertelskreis der Burgmauer benützte nach der Zerstörung Ullms 1134 der nördlich und vor allem östlich weitergedehnte Mauerring der um 1165 gegründeten staufischen Stadt mit, auf dessen Flucht der im 14. Jahrhundert daraufgebaute Metzgerturm und die an ihn anschließenden Häuser stehen. Auf dem zugeschütteten nördlichen Stadtgraben der staufischen Stadt wurde der Straßenzug der Hafengasse und der Randstraße des nördlichen und westlichen Münsterplatzes angelegt.

Das Löwen-(West-)Tor der Stauferstadt an der Südwestecke des Münsterplatzes wurde von zwei steinernen Löwen bewacht. Nach der Überlieferung sollen die zwei romanischen Löwen, die heute unten am Haus Hahnengasse 7 eingemauert sind und nach ihrer Blickrichtung einst hoch herabsahen (s. Titelkopf), von diesem, 1538 abgebrochenen, Löwentor stammen. Das ist glaubwürdig, denn sie waren bis 1805 an dem gerade in den 1530er Jahren erbauten Schuhhaus, von wo sie in die Hahnengasse gerettet wurden. Vielleicht kann so seltene romanische Bauplastik einmal sicherer und würdiger nahe dem ursprünglichen Standort aufgestellt werden.

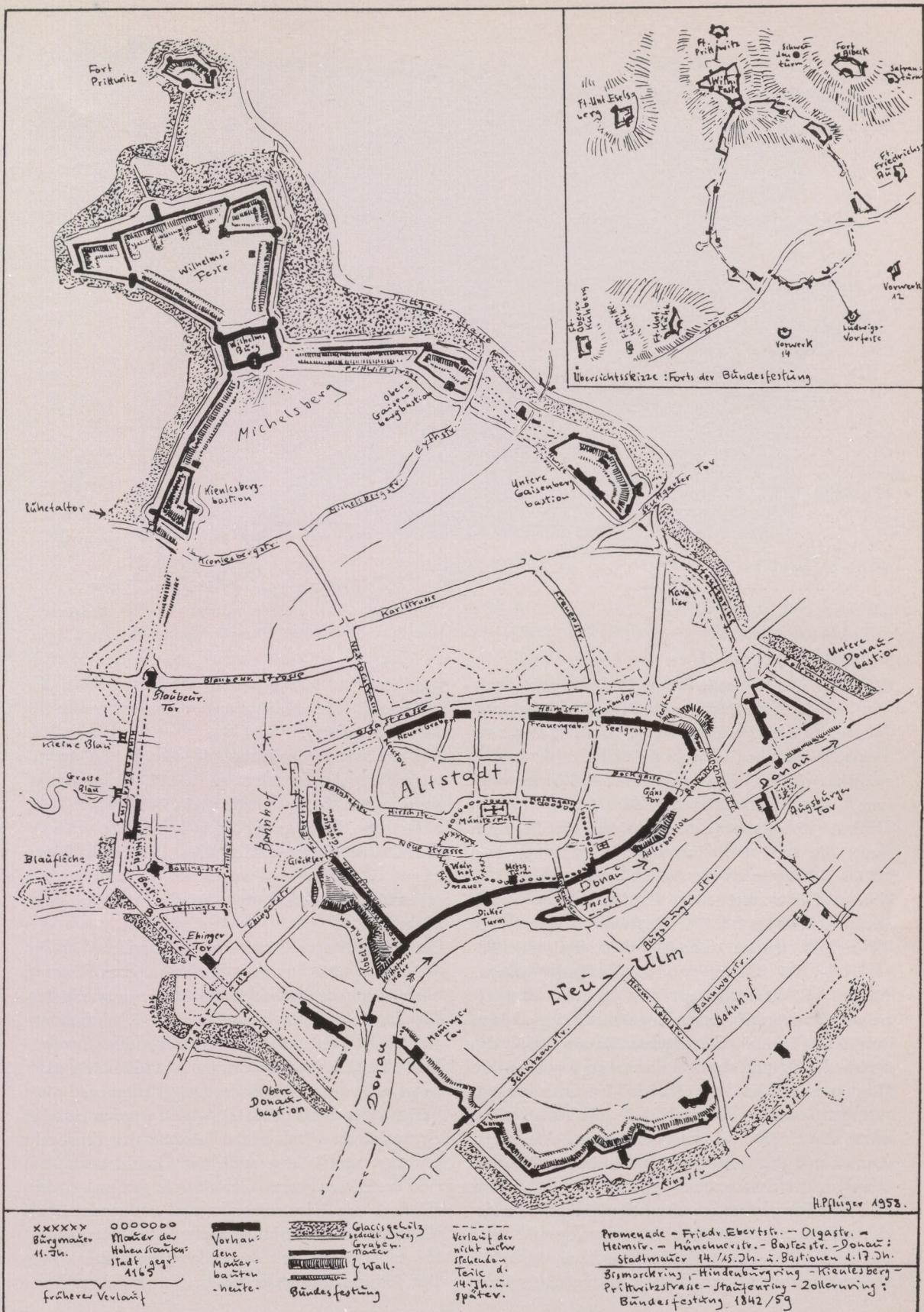
Besondere städtebauliche Bedeutung kommt dem Befestigungsring zu, der im 14. Jahrhundert zum Schutz

der sich erweiternden seit 1274 freien Reichsstadt weit vorgeschoben angelegt wurde. Über seine Grenze dehnte sich die Stadt erst von der Mitte des 19. Jahrhunderts an wieder aus. Dieser Ring ist die zugehörige Abgrenzung der Ulmer Altstadt, die er, wie wir sehen werden, noch heute in seinem umfangreichen Bestande beschließt. Sein Verlauf lässt sich verfolgen an: Promenade, Friedrich-Ebert-Straße, Olga-, Heimstraße, Schiffberg, Münchner Straße, westlich abbiegend Basteistraße, Donau.

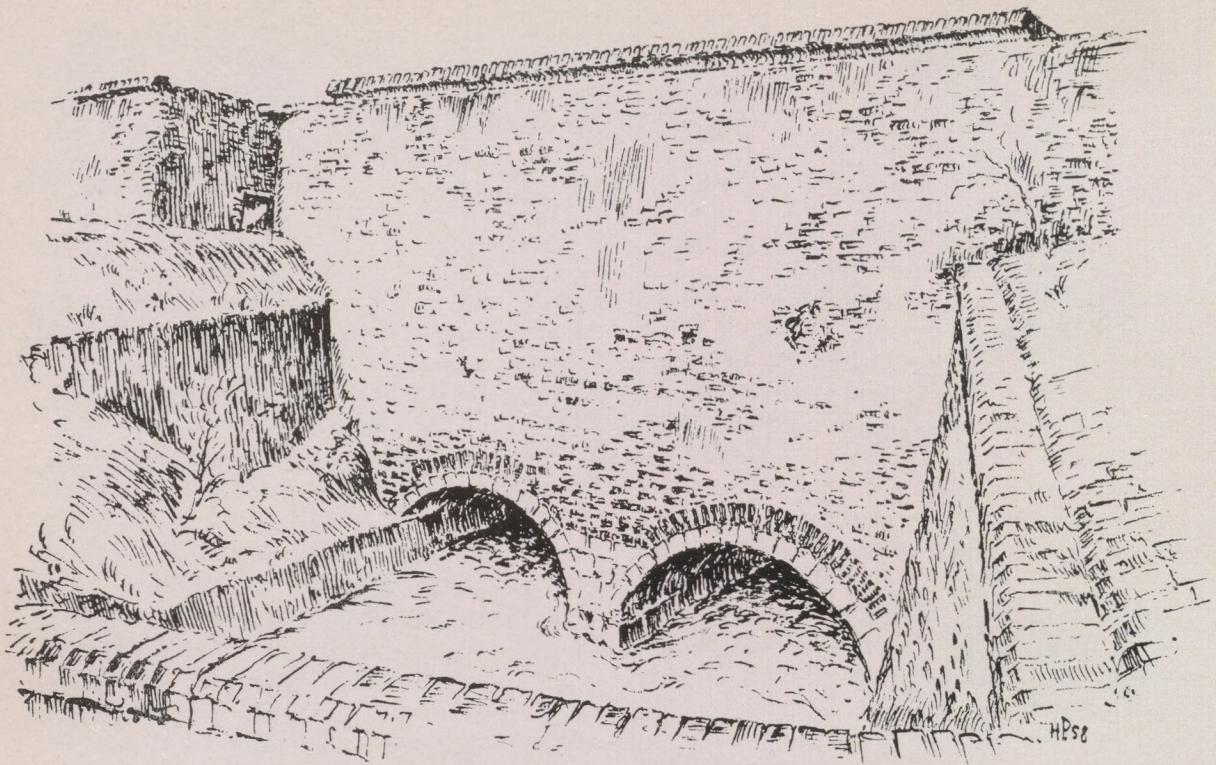
Der Ring bestand aus hoher innerer und niedriger äußerer Stadtmauer, mit Türmen an beiden. 5 Tortürme besetzten die Eingänge. 1480 wurde der westliche Teil der Donaufront in die reißende Donau vorverlegt. Der Ring der Landseite und eines Teils der östlichen Donauseite wurde in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts nach den Gedanken Dürers unter Verstärkung der äußeren und Erniedrigung der inneren Stadtmauer in einen breiten Wall zur Aufstellung von Geschütz verwandelt und mit einer ca. 3 m hohen und breiten Backsteinbrustwehr in Viertelskreisprofil versehen. Dabei wurden fast alle Türme der inneren Mauer beseitigt, ein Teil der Stadttore und die Türme der äußeren Mauer wurden erniedrigt und umgebaut, drei der letzteren wurden durch Dürer'sche Rundbasteien ersetzt.

Die Neubefestigung der östlichen Donauseite und der Landseite mit Bastionen wurde 1605/11 östlich und südöstlich der Stadt mit drei, z. T. an die alte Stadtmumwallung angelehnten, Bastionen italienischer Art begonnen. 1610 wurden hinter der Dürer'schen Brustwehr vom Glöcklertor zum Seelturm die „Grabenhäuschen“ als Wohnungen für die Stadtsoldaten erbaut. Nur ihre Dächer waren nach dem offenen Feld sichtbar und deckten vorschleppend die Mauerbrustwehr gegen die Witterung. 1617–23 wurden auf der Nord- und Westseite die Bastionen niederländischer Art erbaut, von der Donau bis ans Glöcklertor an den alten Stadtwall angelehnt; von da an bis zum Anschluß an die Befestigung italienischer Art am Seelturm wurde der alte Stadtwall und Graben unberührt gelassen und vorwärts desselben der neue Wall mit den Bastionen angelegt.

Bei der Schleifung der Festung 1800 und 1805 durch



1. Übersichtsplan über den heutigen Bestand der Befestigungen Ulms



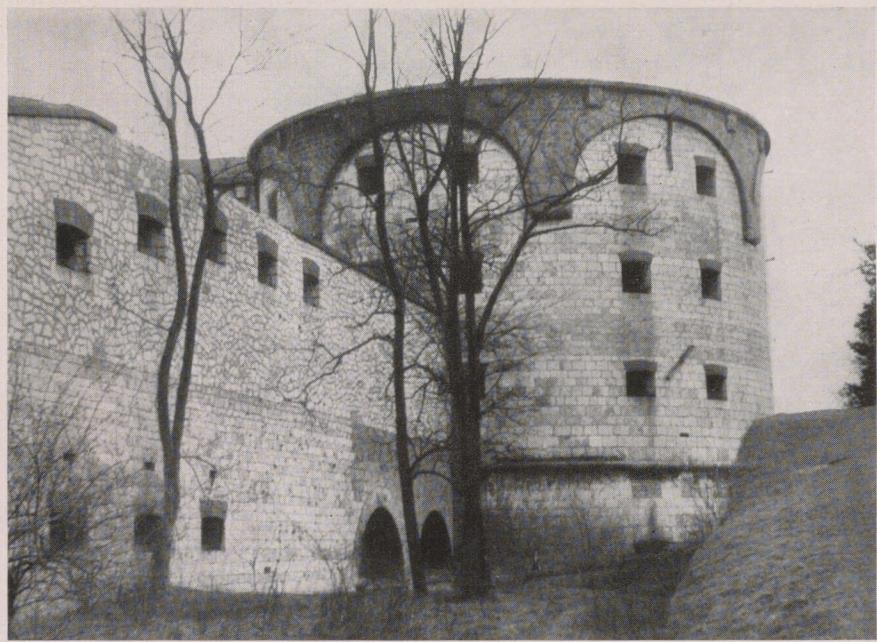
2. Durchlaß der großen Blau durch die mittelalterliche Stadtmauer am Glöcklergraben

die Franzosen, hernach durch die Stadt selbst, verschwand der Bastionszug zwischen Glöcklertor und Seelturm ganz. Die Einzelheiten im Profil der zwei Bastionen zwischen Glöcklertor und Donau wurden zwar verwischt. Als gewaltige Erdhügel hinter offenem, vom Überwasser der Blau durchflossenem Graben (Kobelgraben) demonstrieren sie aber noch heute die aus- und einspringende Führung einer Bastionärfront und die imponierende Höhe der Werke. Die Stadtseite der Bastion an der Donau (heute „Wilhelmshöhe“) überragt als gewaltiger Mauerklotz Saumarkt und Fischerviertel. Die Befestigung der Donauseite, die bekannte „Stadtmauer“ mit dem Metzgerturm dahinter steht bis heute in ununterbrochenem Zuge. Ihre Kriegsschäden von 1944/45 sind wiederaufgebaut. An sie schließt sich östlich die Gruppe der 3 italienischen Bastionen an. Die mittlere (an der Gänstorbrücke) ist verschwunden, während, von der Donau bespült, die Adlerbastion mit voller Höhe der backsteinernen Bekleidungsmauern und (heute renovierungsbedürftigem) Adlerrelief an der Spitze erhalten ist. Münchner Straße und Schiffberg ersteigen die hohen Hügelreste der dritten, der zerstörten Nordosteckbastion und ihrer Anschlußwälle, die gegen das Zeughaus mit hohen Bekleidungsmauern zur Geltung kommen (darunter

dem längsten und höchsten sichtbaren Stück der großenteils bruchsteinernen inneren Stadtmauer des 14. Jahrhunderts).

Der auf älterem Unterbau 1445 errichtete Gänstor-turm hinter der Adlerbastion, 1944 zum zweitenmal ausgebrannt, hat nun wieder ein schönes, jedoch leider nicht mehr der ursprünglichen Form entsprechendes Dach. Große Blendfelder über beiden Torbogen trugen einst Bilder und weisen auf die für Ulms alte reichsstädtische Befestigung typische Bemalung vieler Türme hin.

Der backsteinerne Dürer'sche Stadtmauer-Wall mit den Grabenhäuschen vom Glöcklertor zum Seelturm blieb auch nach der Schleifung der Festung erhalten. Die Stadttore darin beseitigte das 19. Jahrhundert, allmählich wurde der Graben aufgefüllt. Straßenbreite Durchbrüche wurden erst 1865 und später hergestellt. Von der Entfestigung Ulms und dem Verkauf der Grabenhäuser 1805 an wurden einzelne Grabenhäuser durch Herausbrechen der Brustwehr erweitert und kehrten nun das Gesicht auch dem Feld zu. Dieser Prozeß, der einen höchst malerischen Wechsel von Fensterwänden und schleppdachüber-schatteten Brustwehrkörpern zur Folge hatte, endete vor ca. 2 Jahren mit der bedauerlichen Beseitigung des letzten Brustwehrstückes. An Türmen dieses



3. Westlicher Flankenturm der Wilhelmsburg

Aufnahme Pflüger

Zugs steht noch der bekannte Seelturm („Zundeltor“) und zwei umgebauter Bestreichungstürme der vorderen Mauer an der Heimstraße. Dieser Stadtmauer-Wall umgibt noch heute in langen zusammenhängenden Zügen mit nur zwei größeren Lücken (östlich und südlich des Bahnhofs und in Gestalt des Justizgebäudes) die Nord- und Westseite der Altstadt, schließt den Ring um diese zusammen mit der ganz ununterbrochenen Befestigung der Donauseite und den erwähnten Bastionen, und hält die Altstadt als zugehörige und mit ihr entstandene Abgrenzung zusammen.

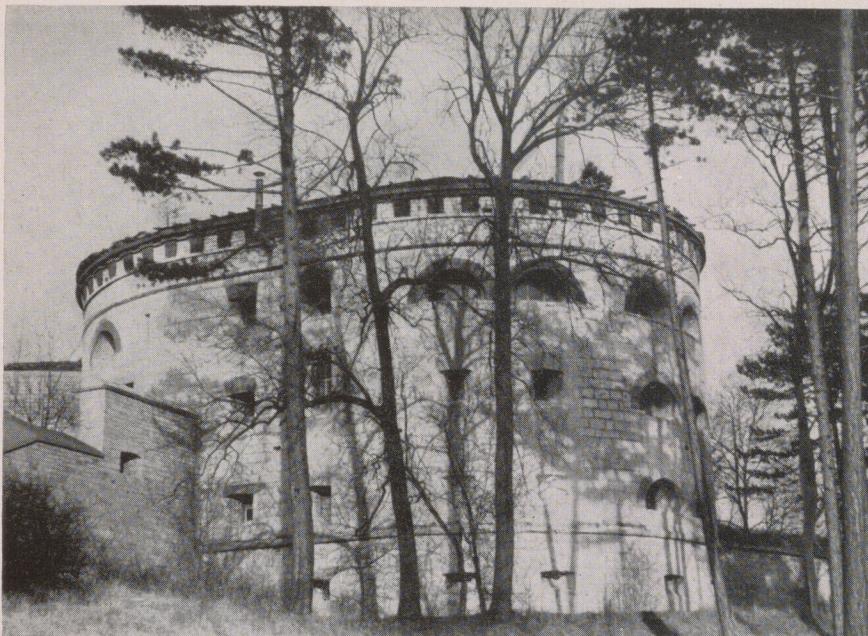
Vom Seelturm bis zur Salzstadelgasse sind die Grabenhäuser auf den noch vorhandenen Stadtmauerzügen erhalten und einzelne Kriegslücken wieder aufgebaut. Die Grabenhäuser auf der Neuen-Graben-Mauer zwischen Salzstadelgasse und Neutorstraße sind bis auf zwei und die der Glöcklergrabenmauer alle im 2. Weltkrieg zerstört worden.

Auf der Oberfläche der Neuen-Graben-Mauer sollen nun Gartenanlagen entstehen. Von der Glöcklergrabenmauer wurde bedauerlicherweise noch 1953 ein Stück abgebrochen – infolge der Festigkeit des Materials mit großer Mühe. Der ausgedehnte noch erhaltene Zug dieser Mauer enthält u. a. eine der interessantesten Anlagen, den Durchlaß des großen Arms der Blau unter der Mauer in zwei Gewölben nebst Flankierungsanlage – das letzte Stück der Landseite, das die Proportionen des Dürer'schen

Walls mit offenem Graben noch erkennen lässt (s. Bild 2). Die Glöcklergrabenmauer sollte unbedingt erhalten bleiben. Auf ihr könnten die wohnlichen, auch modernen Bedürfnissen anpaßbaren Grabenhäuser wieder erstehen, Denkmalpflege und Wohnungsbau vereinend, so wie auch das 1944 zerstörte mehrzeilige „Soldatenstädtlein“ von 1632 auf der Bastion südlich des Glöcklertors (am Henkersgraben) nach dem Krieg wiedererstanden ist.

Ulm hörte 1803 auf, freie Reichsstadt zu sein, war bis 1810 bayrisch und ist seitdem württembergisch. Die Stadt wurde als Festung des Deutschen Bundes 1842/59 vollkommen neu befestigt. Die Befestigung griff auch auf das rechte, bayrische, Donauufer über. Den Bau auf dem linken Ufer leitete in württembergischen Diensten der preußische Major v. Prittwitz, auf dem rechten Ufer für Bayern der bayerische Major v. Hildebrandt.

Die neue Befestigung baute sich aus der geschlossenen Stadtumwallung und dem in weitem Abstand davorliegenden Gürtel der Forts auf. Die Stadtumwallung besteht auf dem linken Ufer aus rundum geschlossenen Kernwerken (= „Bastionen“) und verbindenden Anschlußlinien, auf dem rechten Ufer aus einem durchlaufenden Wallzug im halben Achteck. Die Forts sind rundum mit Graben und Wall geschlossene Werke, die etwa den Kernwerken der Umwallung entsprechen. Das Profil der Werke zeigt fast durchweg den hohen Erdwall, davor die oben



4. Reduit-Turm des
westlichen Kernwerks
der Wilhelmsburg
Aufnahme Pfüger

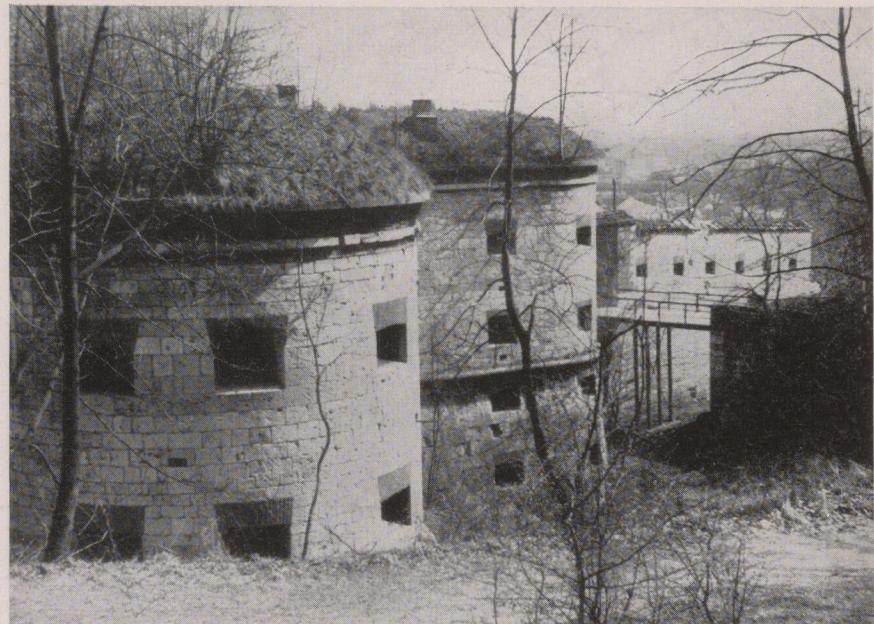
freistehende innere Grabenmauer mit Scharten, den Graben, der bei den Werken in der Ebene mit Wasser der Blau gefüllt werden konnte, und vor seinem äußeren Rand den durch die flachgeböschte Glacis anschüttung „bedeckten Weg“. Den Graben bestrichen quergestellte Kasemattbauten (= Caponnieren).

Ausgedehnteste Anwendung mehrgeschoßiger, vielfach runder Kasemattbauten nach sich begegnenden Gedanken Dürers und Montalemberts bestimmt wesentlich das Bild der Festung auf dem linken Ufer. Prittwitz hat mit wenigen Ausnahmen die ganzen Bauten des linken Ufers aus dem im Blautal anstehenden weißen Jurabruchstein erbaut. Die Hohlbauten bestehen ganz aus viereckigen Quadern. Die langen Grabenmauern sind z. T. über hoher Quaderzone aus Steinen mit glatter Stirn, aber unregelmäßigem Umriß ineinandergepaßt. Scharten- und Torüberwölbungen aus dunklem Backstein beleben das Bild. Schräganlaufende Sockelgeschosse mit abschließendem kräftigem Rundwulst und Konsolensfriese unter dem Hauptgesims gliedern viele Bauten. Die wenigen Backsteinbauten sind durch Glieder aus weißen Quadern oder hellerem Backstein belebt. Mit einfachen Mitteln und bewundernswerter Sicherheit in der Proportion ist so eine Fülle verschiedenster Baukörper mit abwechslungsreichen Details entstanden. Gleicher Zweck bringt wohl Ähnlichkeit, aber nirgends Gleichheit der verschiedenen Arten von Bauwerken. Ein großer Einfallsreichtum und künstlerischer Ehrgeiz nutzt die gestellte Aufgabe zu

immer neuer Gestaltung. Man betrachte daraufhin die immer wieder anderen und verschiedenen hohen Konsolensfriese unter den Hauptgesimsen, die aus breiteren oder schlankeren, enger oder lockerer gereihten Gliedern verschiedensten Profils im Wechsel aus Backsteinen und Quadern aufgebaut und in sich und im Verhältnis zum Bauwerk stets gut proportioniert sind, oder die Torpfeiler mit immer wieder anderen und immer guten Maßverhältnissen und großzügig geformten Abdeckungsplatten. Das Mauerwerk der Festung ist wegen seiner Schönheit und soliden handwerklichen Ausführung bekannt. Die Gewölbemauerkunst der Festung mit Kuppeln, Kreisringgewölben und zum Kreis geordneten radialen Tonnen verdiente allein eine Abhandlung.

Als in den 1870er Jahren die beiden noch gut erhaltenen Forts auf dem oberen Eselsberg dazugebaut wurden, bedingte die inzwischen verstärkte Wirkung der Artillerie die Verminderung des sichtbaren Mauerwerks auf ein Mindestmaß. Zu den großartigen architektonischen Leistungen wie an der Bundesfestung bot sich hier keine Gelegenheit mehr. Die Gesamtheit des nach der Niederlegung großer Teile der Umwallung um 1900 und nach Zerstörungen im und nach dem 2. Weltkrieg immer noch sehr umfangreichen Bestandes kann hier nur angedeutet werden.

Wilhelmsburg und -feste auf dem Michelsberg sind die größte zusammenhängende Befestigungsanlage Ulms und mit Ausnahme weniger Bombenschäden



5. Doppelcaponniere der Kienlesbergbastion mit Ruhetaltor
Aufnahme Pflüger

mit Graben, Mauern, Türmen und Wällen erhalten. Die Wilhelmsburg, eine mächtige „Defensivkaserne“ um einen weiten Hof, ist der architektonische Höhepunkt der Bundesfestung. Einen ihrer Flankentürme zeigt Bild 3. An der weiträumigen Wilhelmsfeste auf dem Plateau vor der Wilhelmsburg zeigen u. a. ein niedriger, sechseckiger, ein gedrungener runder und ein hoher ovaler Reduitturm (Bild 4) Vielseitigkeit und Einfallsreichtum der Erbauer. Die Glacisgehölze, vielfach noch mit dem für die Bundesfestung typischen Schwarzkiefernbestand, dehnen sich um Wilhelmsburg und -feste und erstrecken sich auch weiter nördlich bis zum ganz erhaltenen Fort Prittwitz. Durch die Gehölze auf dem Glacis und manchen Wällen entsteht eine einzigartige Einbindung aller Anlagen der Festung in die Landschaft, und soweit die Bebauung den Fortgürtel erreicht hat, eine glückliche Vermittlung zur Bebauung.

Der von der Wilhelmsburg den Hang zum Kienlesberg herabsteigende Zug der geschlossenen Stadtumwallung ist mit Wall, Mauer, Graben und Glacisgehölz ganz erhalten. Im südlichsten Teil dieses Zugs betritt man das reizvoll-schlichte Ruhetaltor hinter tiefem, in den Fels gehauenen Graben über die letzte erhaltene Festungsbrücke. Die hohe Doppelcaponniere der ganz erhaltenen Kienlesbergbastion beim Ruhetaltor zeigt Bild 5.

Die westliche Umwallung vom Kienlesberg zur Donau fiel großenteils um 1900. Die davon noch erhaltenen Bauten zählen zum Schönsten der Festung. Blaubeurer Tor (Bild 6) und Ehinger Tor sind so selb-

ständige, in sich geschlossene Bauten, daß sie auch ohne die schon um 1900 beseitigten Anschlußwälle bestehen können. Ihre Erhaltung und Eingliederung in den modernen Verkehr ist bei gutem Willen möglich. So bietet sich z. B. beim Blaubeurer Tor die Anlage eines Kreisverkehrs als praktischste Kreuzungslösung an. An den rein oberflächlichen Kriegs- und Witterungsschäden dieses Tors werden zur Zeit Instandsetzungsarbeiten vorgenommen.

Die breitgelagerte Hauptrichtung dieser klaren, übersichtlichen Torbauten wird durch maßvolle Bogenfriese und Zinnenbänder über ruhigen Mauerflächen unterstrichen. Lange gerade Fluchten erfahren durch Erker eine leichte Eckbetonung. Formschöne Monumentalität und kriegstechnische Zweckmäßigkeit sind an diesen Toren glänzend vereinigt.

Das letzte Stück erhaltenen Wassergrabens sei erwähnt, wo die Blau am Hindenburghring vor der erhaltenen Mauer entlang und durch einen schöngeformten dreibogigen Durchlaß in der Mauer stadteinwärts fließt. Einer der Bogen harrt noch der Wiederherstellung. Nicht weit davon steht auf der Kreuzung der Böblinger und Wallstraße ein überaus reizvoller achteckiger Turm, einst Reduit der Mittelbastion. Von dort bis zur Donau begleitet noch das Glacisgehölz den Bismarckring.

Die von den Befestigungen verschiedenster Zeiten wesentlich bestimmte Donaufront Ulms erfährt westlich der Eisenbahnbrücke und östlich der Gänstorbrücke eine Bereicherung durch die wuchtigen Donautürme der Bundesfestung, die mit den turmbewehr-



6. Blaubeurer Tor

Aufnahme Pflüger

ten „Defensivkasernen“ der oberen und unteren Donaubastion je eine interessante Baugruppe bilden. Ihnen gegenüber schließen auf dem rechten Ufer die zu einem großen Teil erhaltenen Werke des Brückenkopfes um Neu-Ulm an.

Der östliche Umwallungszug ist zwischen Wilhelmsburg und Stuttgarter Tor noch großenteils mit ganz durchlaufendem Glaciswald erhalten, darunter über die Hälfte der Oberen und die noch fast vollständige Untere Gaisenbergbastion mit großer, architektonisch interessanter „Defensivkaserne“. Eine der eindrucksvollsten Partien der Festung bildet die Südseite der Unteren Gaisenbergbastion mit Doppelcaponniere, anschließender zweigeschossiger Mauer und dahinter hochaufragendem Wall am Stuttgarter Tor. Da diese Partie eine steile Geländeabstufung dicht an der Straße bekleidet, kann sie dem geplanten Ingenieurschulneubau auf dem Gelände der Bastion nicht im Wege sein, so daß ihrer Erhaltung nichts entgegensteht. Vielleicht lässt sich mit behutsamer Hand bei dem Neubau auch die einzige noch vorhandene Wallbatterie der Festung mit einer Folge von fünf großen offenen Bogen auf der Höhe des Walls erhalten.

Das Glacisgehölz im Zug Staufenring-Zollernring deutet den weiteren Verlauf der östlichen Umwallung zur Donau an, wo außer der großartigen Defensivkaserne („Pionierkaserne“) auch fast die ganze Ummauerung der unteren Donaubastion noch steht.

Der Bestand des Fortgürtels wurde erst durch Bombenschäden des 2. Weltkriegs und durch Grabenauffüllungen der Nachkriegszeit angetastet.

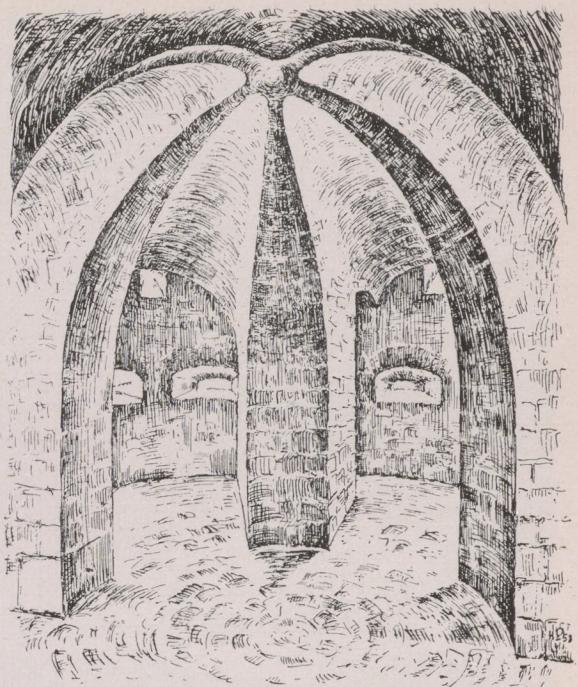
Leichte Kriegsschäden und teilweise Grabenauffüllungen betrafen Fort Unterer Kuhberg und Unterer Eselsberg. Beide kommen trotzdem auch als Gesamtanlagen noch zur Geltung. Als besonders anziehend sei vom Unteren Kuhberg die Mauerpartie mit Rundturm hoch auf dem Rand des Donausteilhangs und vom Unteren Eselsberg die großartige Doppelcaponniere mit kleeblattartiger dreifacher Rundung erwähnt. Mit Ausnahme weniger kleiner Bombenschäden ganz erhalten ist das große Fort Albeck mit zwei Doppelcaponniere. Die mehrstockigen in offener Halbringform angelegten Reduits der Forts Unterer Kuhberg, Unterer Eselsberg und Albeck – letzteres das vollendetste – variieren auf besonders originelle Weise die die Bundesfestung beherrschende Rundform der Hohlbauten.

Das Fort Oberer Kuhberg mit breiten Rundflankentürmen und bemerkenswertem Reduitturm und das kleine abgelegene Werk Safranturm, wie auch der Schwedenturm an der Bahnlinie nach Stuttgart sind unbeschädigt vollständig erhalten. Durch Einbauten etwas beeinträchtigt ist das kleine Werk „Söflinger Turm“. Vom kleinen Werk „Mittlerer Kuhberg“ ist noch der halbmondförmige Turm und ein Stück Wall erhalten. Das interessante Fort Friedrichsau behauptet sich als Gesamtanlage trotz Auffüllung

eines Teils der Gräben. Einer der reizvollen Rundflankentürme des Forts mußte nun einem Bärenzwinger weichen. Die Erhaltung des zweiten Flankenturmes ist besonders auch wegen des einmaligen Innenraums (Bild 7) wichtig. Die Festungsbauten sind so wenig zufällig, daß ihre „Verwertung“ durch Umbau schon dann problematisch ist, wenn dies behutsamer und zurückhaltender geschieht, als bei dem Bärenzwinger, der auch noch mit einer hohen Betonwand und blaulackierten Geländern in unnötig harten Gegensatz zu den Juraquaderbauten des Forts tritt.

Die Forts der Bundesfestung liegen heute teilweise schon mitten in den neuen Stadtgebieten. Von Glaciswälzchen umgeben, können sie mit dem Grün der offenen Gräben und hohen Wälle und ihren qualitätvollen Bauten die mit Recht geforderten grünen Oasen der neuen Viertel sein. Als Baudenkmäler knüpfen sie die Verbindung zwischen den neuen Wohngebieten und dem alten Stadtkern.

Die Anlagen der Bundesfestung erfreuen sich heute glücklicherweise einer allgemeinen Wertschätzung. Diese wird auch vom Landesamt für Denkmalpflege geteilt, das z. B. das Fort Albeck als baudenkmalmäßig von höchstem Rang bezeichnet. Die Offenhaltung der Gräben ist zur Erhaltung der durchdachten Proportionen der Bauten ebenso erforderlich wie die Beibehaltung der ursprünglichen Öffnungsgrößen an Toren, Fenstern und Scharten, und die Beibehaltung der grasbewachsenen Erdaufschüttungen auf den



7. Innenraum eines Flankenturms des Forts Friedrichsau

Decken der Hohlbauten. Es ist zu hoffen, daß die verantwortlichen Stellen sich dem nicht verschließen und den heutigen Bestand des jüngsten und besterhaltenen „Jahresrings“ der alten Stadt Ulm unvermindert erhalten und pflegen.

Ziele der Stadtentwicklung Ulm

Von Ludwig Zimmermann

„Zerstörung und Neuaufbau einer alten Reichsstadt“ im Heft 4/1954 ist eine Rückschau auf die Entwicklung Ulms in den letzten 150 Jahren, ein Bericht über die Zerstörung 1944/45 und die Gegebenheiten und Schwierigkeiten beim Wiederaufbau der Stadt, besonders der eigentlichen Altstadt. Wie hat sich Ulm seit 1954 weiter entwickelt und welches ist das Ziel, das sich Stadtverwaltung und Gemeinderat gesetzt haben?

Sorgfältige Untersuchungen haben ergeben, daß die Ulmer Stadtmarkung unter Berücksichtigung der schwierigen topographischen Verhältnisse und der unglücklichen politischen Grenzen 120 000 Einwohner fassen kann.

Aufgabe der Stadtplanung ist es nun, die alte Stadt

und ihre neue Umgebung in die richtige Beziehung zueinander zu bringen, ein geschlossenes Häusermeer zu verhindern, getrennte Einheiten zu schaffen, die sich aber zu einer Stadtlandschaft zusammenfügen. Der Bürger soll nicht mehr in uferlosen, ungegliederten, unpersönlichen Stadtteilen wohnen und wirken, sondern in Nachbarschaften, wo er auch Ruhe und Erholung von der Hast des Alltags findet.

Der Verwirklichung dieses Gedankens dient in hohem Maße die Grünplanung. Grün- und Bauland werden aufeinander bezogen, eine Durchgrünung der Altgebiete mit allen Mitteln betrieben. Die Stadtlandschaft soll künftig gleichzeitig Erholungslandschaft sein.

Die verpaßten Chancen, die Auflösung des inneren Renaissancefestungsrings und des äußeren Rings der Bundesfestung zur Vermehrung der geringen öffentlichen Grünflächen zu nutzen, sollen durch die Aufgliederung der Stadt wieder gutgemacht werden.

Die gestellte Aufgabe zu meistern wird durch das rasche Wachsen der Stadt erschwert. Die Sorge, mit dem Wachstum Schritt zu halten und gleichzeitig die Hypothek des Nachholbedarfs abzubauen, blei-

ben dem Gemeinderat und der Verwaltung der Stadt nicht erspart.

Einige wesentliche Zahlen öffentlicher Aufgaben seit 1948 mögen die Größenordnung darlegen:

Bevölkerungsstand 1948: 65 000 Einwohner

Bevölkerungsstand 1958: 92 000 Einwohner

Jährliche Zuwachsrate rd. 3 000 Einwohner

215 ha neues Bauland wurden erschlossen.

42 km neue Straßen wurden angelegt mit

322 000 qm Fläche, das sind ein Drittel des gesamten Verkehrsnetzes.



Die „Neue Straße“ vom Münsterturm gesehen. Mittelalterlicher Bestand, neu geordneter Aufbau und Erweiterungen für den fließenden und ruhenden Verkehr fügen sich allmählich zu einer städtebaulichen Einheit



Die neu aufgebaute südliche Münsterplatzwand

Aufnahme Fotosiegel

In der Altstadt, die 80 ha umfaßt, wurden 34 ha umgelegt. 22 ha sind noch zu bereinigen.

Vergleich Heilbronn:

Umfang der Altstadt	30 ha
umgelegt	24 ha.

Über 330 Bebauungspläne entschieden Gemeinderat und Bauabteilung. Das Wachstum der Stadt bedingt gleichzeitig den Umbau des alten Stadtorganismus, besonders der Altstadt, die auf eine gewisse Größenordnung eingestellt ist und Mittelpunkt des geschäftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens und der öffentlichen Verwaltung bleiben soll.

Um dieser Aufgabe zu genügen, muß die Stadt von gestern in eine Stadt von morgen umgewandelt werden. Die Stadt des Mittelalters und des 19. Jahrhunderts muß verjüngt und den gewandelten gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Bedingungen angepaßt werden. Zahllose Funktionen sind zu ordnen, zu lenken und aufeinander abzustimmen. Es ist notwendig, die Erscheinungen des Lebens wieder in ihrem Zusammenhang zu sehen und zu werten, um die Stadt über die reine Ansammlung von Häusern hinaus zu einer Lebensgemeinschaft von Bürgern zu gestalten.

Die Raumnot der Stadt Ulm hat zur Folge, daß die Arbeiten und Maßnahmen zum Umbau und zur Gesundung aller Teile des Stadtgefüges, die in den letzten Jahren immer stärker betrieben werden, auf große Schwierigkeiten stoßen. Das Ziel ist, je nach der vorherrschenden Eignung, die spekulative Mi-

schung von gewerblicher Nutzung und Wohnbau zu entflechten. Die Behebung der zum Teil noch vorhandenen Entwicklungsschäden erfordert finanzielle Aufwendungen, die ein vielfaches höher sind als die gewonnenen Vorteile. So werden zur Vermeidung einer zwischenzeitlichen Fehlentwicklung von der Stadt Ulm soweit als möglich sanierungsbedürftige Grundstücke und Anwesen erworben. Befreiung von Verstößen gegen baurechtliche Bestimmungen werden, um die übermäßige Bau- und Wohndichte zu vermindern, eingeschränkt; der Bau wohnhygienisch nicht einwandfreier Wohnungen durch öffentliche Mittel nicht gefördert.

Um- und Ausbau der eigentlichen Kernstadt des mittelalterlichen Stadtbereichs sind nur ein Teil der Entwicklung des gesamten Stadtorganismus.

Nach Abrundung der vorhandenen, bereits zu groß gewordenen baulichen Bereiche wurde erstmalig 1950–1958 eine in sich abgeschlossene, in Grün gebettete und durchgrünte Nachbarschaft „der Eselsberg“ neu erschlossen und bebaut. Fast unüberwindliche bodenpolitische Schwierigkeiten mußten bewältigt werden. Nun wohnen 16 000 Bürger auf 100 ha Land.

Für eine zweite Nachbarschaft „Braunland-Böfingen“, die rund 9 000 Einwohner umfassen wird, ist der gesamte Landbedarf von rund 100 ha von der Stadt Ulm erworben oder umgelegt worden. Die ersten Wohnungsbauten werden im Herbst begonnen.



In der nunmehr ausgebauten „Nachbarschaft“, dem Wohngebiet „Eselsberg“ fehlen nicht die Hochhäuser, jene umstrittene Wohnform unserer Zeit. Sie sind aber in unmittelbarer Nähe eines Forts der ehemaligen Bundesfestung eingefügt in ein weiträumiges grünes Umland. Ihre Bewohner genießen die weite Aussicht über die oberschwäbische Hochebene bis zum Hochgebirge
Aufnahme Siol

Das Gebiet liegt an einem Südhang der Schwäbischen Alb gegen die Donau abfallend. Aus der Geländestruktur der sehr schönen Landschaft ergibt sich eine lebendige Gliederung der Siedlung. Die Wohnungen liegen in lärmabgewandter Lage, ausgerichtet zur Sonne, eingebettet ins Grün mit Sicht über die Oberschwäbische Landschaft bis zum Hochgebirge. Die Versorgung geschieht durch Ladengeschäfte und kleine Gewerbe in zentraler Lage, das heißt in einem Hauptzentrum und in Nahversorgungszentren. Sie sind schnell und sicher erreichbar auf leistungsfähigen Fahr- und Gehwegen. Auch die Einrichtungen für Kultur und Erziehung, Erholung und Sport sind in zentraler Lage zusammengefaßt, vom Fußgänger sicher zu erreichen ohne Kreuzung von Fahrstraßen in den Grünraum gebettet. Grünzonen gliedern und verbinden die Wohngebiete mit der Erholungslandschaft durch Gehwege. Fahrverkehr und Fußgängerverkehr ist so weit als möglich getrennt. Verkehrs- und Sammelfahrstraßen mit Staub- und Lärmentwicklung liegen im

Norden der Baugebiete, um die Störung der Wohnruhe zu vermeiden. Wohn- und Anliegerstraßen verästeln sich ins Innere der Baugebiete. Gehwege verbinden die Wohngebiete mit den Zentren. Die soziologische Gliederung umfaßt den privaten Wohnungsbau mit Einfamilienhäusern und zweigeschossigen Einfamilienreihenhäusern bis zum dreigeschossigen sozialen Wohnungsbau. Hochbauten sind nicht beabsichtigt.

Es ist die Tragik aller zerstörten westdeutschen Städte, daß ihr Aufbau doppelgesichtig geworden ist. Die erste Phase des Aufbaues vor der Währungsreform – und das sind in Ulm dank der zähen Tüchtigkeit seiner Bürger nicht wenige Bauten – spiegeln den Charakter der unmittelbaren Nachkriegszeit mit allen Mängeln und Unzulänglichkeiten der Übergangszeit in eine ungewisse Zukunft wieder. Die zweite Phase nach 1948 demonstriert den allmählich wachsenden materiellen Wohlstand, manchmal bis zum effekthaschenden, protzigen Aufwand. In der dritten Phase des Aufbaues besteht nun die Chance, die bisher erstellten Teile zu einem sinnvollen städtebaulichen Ganzen zusammenzufügen. Voraussetzung ist, daß die beängstigend lange und steile Wirtschaftskurve langsam abflacht und dem hektischen Ausweiten und Verdichten ein inneres Konsolidieren folgt. Weiterhin kommt dem Aufbau der Innenstadt Ulms ein glücklicher Umstand zugute: Daß der seitherige Aufbau sich auf die ganze, für eine Mittelstadt ungewöhnlich große Altstadt verteilt. Möge sich für diese entscheidende, gemeinsame Aufgabe von Bürgerschaft und Stadtverwaltung die Opferbereitschaft nicht verringern, die Einsicht aber verstärken. Nur die rechte geistige Haltung und echter demokratischer Gemeinsinn, unbeeinflußt von materiellem Egoismus und bürokratischer Starrheit kann den Ausgleich zwischen privaten Bedürfnissen und den Interessen der Allgemeinheit schaffen. Der Wille zu rechtem Maßstab und Gestaltungsausdruck unserer Zeit soll nicht allein den Charakter der alten Stadt formen, sondern mit gleicher Liebe und Sorgfalt alle Teile der Stadt umfassen. Damit der Begriff „Ulm“ nicht nur das Münster mit seiner unmittelbaren Nachbarschaft umschließt, sondern künftig die ganze „Stadtlandschaft Ulm“, als einer gesunden Lebensgemeinschaft seiner Bürger.

Der Bericht beschränkte sich darauf, das Entwicklungsziel des Gemeinwesens Ulm darzustellen und verzichtet deswegen auf spezielle städtebauliche und bauliche Probleme, Planungen und Leistungen, die besonderen Berichten vorbehalten bleiben.

Zur Instandsetzung des St. Candiduskirchleins in Kentheim

Von Rudolf Lempp

Das bekannte Kentheimer Kirchlein ist instandgesetzt worden (Bild 1). Karl Greiner in Hirsau hat seine Geschichte unter sorgfältiger Ausnützung aller schriftlichen und baulichen Unterlagen in einem Heftchen, erschienen im Verlag A. Oehlschläger Calw, ausführlich zusammengestellt.

Die Instandsetzung in den Jahren 1955 bis 1957 bezog sich zunächst vor allem auf die wertvollen Fresken (Bild 2).

Um sie gegen die aus dem Boden aufsteigende Feuchtigkeit zu schützen, wurden zunächst ringsum Tonrörchen zur Durchlüftung des Mauerwerks eingesetzt. Sodann wurde durch Kunstmaler Hammer von Ulm das ausgewaschene Sandsteinmauerwerk durch Einpressen von vielen Eimern von Zementmörtel gefestigt und der Putz fest mit ihm verbunden, ehe Hammer an die Reinigung der Malerei von späterer Übermalung und an ihre Festigung gehen konnte.

Diese umfangreiche und verantwortungsvolle Arbeit von Hammer ist nun abgeschlossen. Über die Darstellungen der Fresken wird von fachmännischer Seite noch ausführlich berichtet werden.

Über die *Geschichte der Kirche* schreibt Greiner u. a.: „Wertvoll sind die anlässlich der Renovierung gefundenen Anhaltspunkte für die Datierung und Bauform der ältesten Anlage, sowie für die späteren Bauänderungen. Seit langem war die Meinung herrschend, der langgezogene Baukörper des Schiffs werde aus zwei nicht gleichzeitig entstandenen Teilen bestehen (Bild 4). Strittig war jedoch die Frage, ob der östliche oder der westliche Schiffsteil als der ältere zu betrachten ist. Durch einige kleinere Grabungen konnte diese Frage nun endgültig geklärt werden. Der östliche Teil ist der ältere. Er bildete zusammen mit dem später umgewandelten Chor die erste Anlage. Diese lag 1,20 m tiefer als die jetzige Kirche. Bestätigt werden diese Erhebungen durch die am Schluß der Renovierung aufgefundenen tiefliegenden romanischen Fenster am östlichen Teil des Schiffs (Bild 3).“



1. Das St. Candiduskirchlein nach der Instandsetzung
Aufnahme Fuchs

Neben den am Bau gefundenen Hinweisen geben urkundliche Daten weiteren Aufschluß. Demnach wäre die Entstehung der ersten Kirche an dieser Stelle etwa um die Jahrtausendwende anzusetzen. Sie kann aber nicht, wie bisher angenommen worden ist, als eine Schöpfung des Hirsauer Klosters angesehen werden. Hirsau scheidet bei der Frage nach der etwaigen Bauherrschaft schon deshalb aus, weil zwischen den Jahren 980 und 1066, d. h. zwischen dem Zerfall des ersten Aurelius Klosters und dessen späterer Wiederherstellung, der klösterliche Betrieb am dortigen Platze erloschen war. Wir besitzen Anhaltspunkte dafür, daß eben um jene Zeit die Reichenau in dieser Gegend Fuß gefaßt hat. Erst im Jahre 1075 kam Kentheim nachweislich in den Besitz des Hirsauer Klosters. Die späteren Bauänderungen an St. Candidus sind daher dem letzteren Kloster zuzuschreiben.“

Bei der Instandsetzung hat nun auch das äußere Bild des Kirchleins eine Veränderung erfahren. Seither wurde es mit seiner Holzverschalung der Glockenstube und dem Satteldach des Turms (Bild 6) vom vorüberfahrenden Fremden oft kaum als Kirche



2. St. Candidus: Teile der Fresken an der Nordwand

Aufnahme Fuchs

erkannt. Nun zeigte aber das Dachgebälk über der Glockenstube eine Form, die deutlich erkennen ließ, daß über ihm ursprünglich kein Satteldach, sondern ein Zeltdach gestanden haben muß (Bild 5). Nie würde man unter ein Satteldach ein so kompliziertes Gebälk legen.

Dazu kommt, daß dieses Gebälk aus sehr starkem Holzwerk besteht, und daß auch die darunterstehenden, heute außen sichtbaren Fachwerkwände sorg-

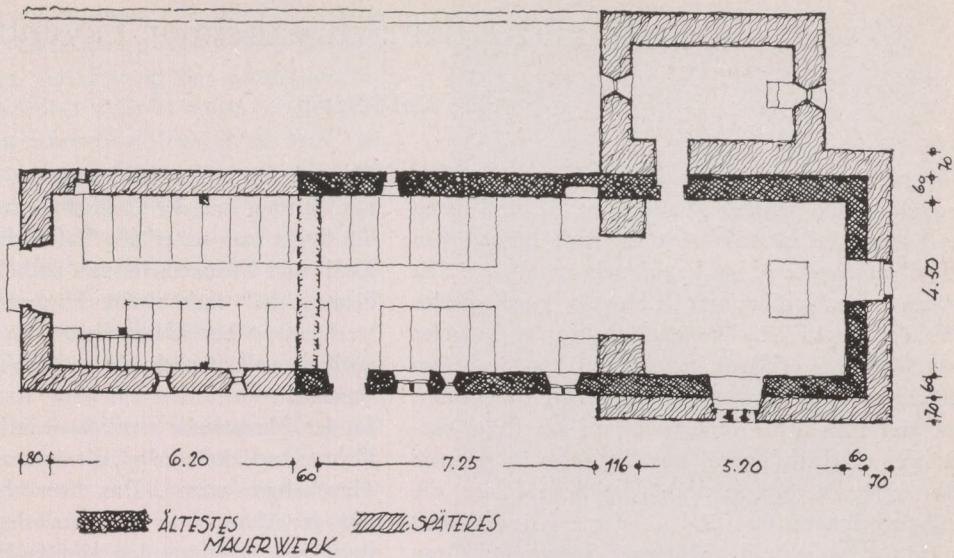
fältige eichene Konstruktion sind, während die Sparren des Satteldaches dünnes Fichtenholz waren.

Aus diesen Gründen wurde jetzt dem Turm wieder ein Zeltdach gegeben, so daß nun der Kirchencharakter deutlicher spürbar geworden ist.

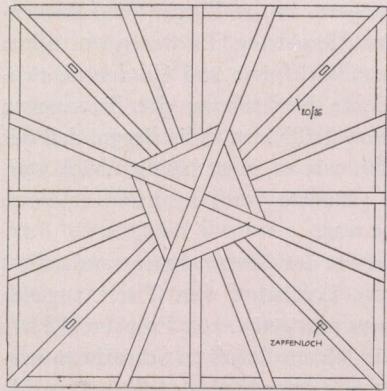
Möge das ehrwürdige Bauwerk in dieser neuen Form noch lange der kleinen Gemeinde ein Gotteshaus, aber auch den zahlreichen Besuchern des Nagoldtales eine Stätte stiller Einkehr sein.



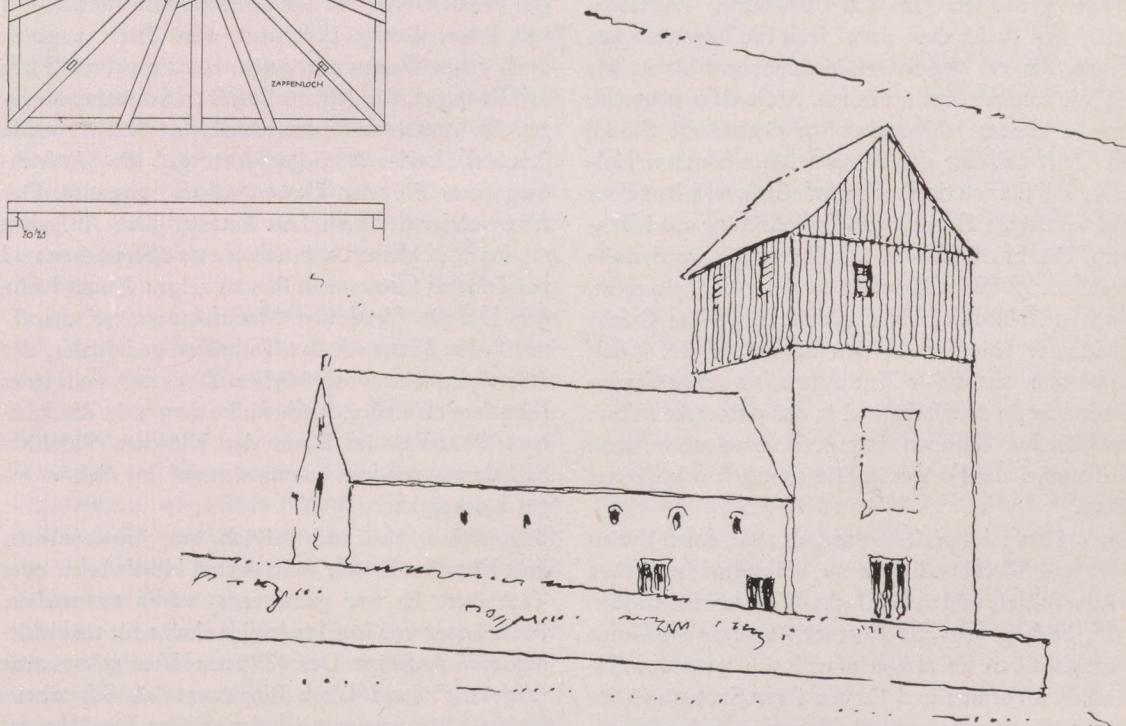
3. Außenwand von St. Candidus (bes. zu beachten die zugemauerten tiefssitzenden Rundbogen)



4. Grundriß nach Karl Greiner,
St. Candiduskirche in Kentheim



5. Dachgebälk über der Glockenstube



6. Das Kentheimer Kirchlein: früherer Zustand von Süden gesehen

Das Volkstümliche der Schrezheimer Fayencen

Von Karl Schumm

Fayencen gehören heute zu den begehrtesten Stücken staatlicher und privater Sammlungen. Sie sind selten geworden. In bäuerlichen oder auch bürgerlichen Haushaltungen sind sie kaum mehr zu finden. Seit einem halben Jahrhundert ist hier ein grundlegender Wandel eingetreten. Wenn ein bekannter Sammler vor 50 Jahren erklären konnte, er hätte die besten Stücke seiner Sammlung auf den Dörfern gekauft, so wird man heute vergeblich auch nur Reste ehemaligen Gebrauchsgutes aus Fayence in unseren Bauernhäusern suchen. Ihre Bühnen sind leer, die Entrümpelungen der beiden letzten Kriege haben auch das unbekannte Kulturgut vernichtet. Ganz wenige und vielleicht nicht einmal sehr gute Stücke haben sich nur deshalb in bäuerlichen Vitrinen erhalten, weil ihnen phantastische Werte angedichtet und sie im Hinblick auf dieselben nicht verkauft werden. „Dem Vater wurden schon vor dem ersten Weltkrieg 1000 Mark für den Krug geboten, jetzt ist er noch viel mehr wert“ heißt es; und so bleibt er im bäuerlichen Haushalt erhalten.

Auch im Hinblick auf das Sammelgut haben sich die Dinge gewandelt. In den fürstlichen Raritätenkabinetten findet man schon früh die Fayencen aus Italien, die ein begehrtes Sammlungsgut bis in das 19. Jahrhundert hinein blieben. Außerdem sammelte man in diesem Jahrhundert vorwiegend die Stücke aus Delft und aus den übrigen Manufakturen Hollands und die von dorther beeinflußten, reich bemalten und verzierten Kannen und Enghalskrüge aus Nürnberg, Frankfurt, Hanau, Straßburg. Sie wurden die Prunkstücke der städtischen Museen und prangten, auch in zahlreichen Nachbildungen in den Salons städtischer Familien. In den Schlössern des Adels findet man aus dieser Zeit nicht allzu selten Sammlungen der in der Farbe und in der pittoresken Form auffallenden östlichen Fayencen, namentlich wenn ein Familienangehöriger im Dienste der k. u. k.-Armee stand.

Erst um die Jahrhundertwende, als man, durch Kunstart und Werkbund angeregt, volkstümliches Leben wieder achtete und auf einfache Werkformen zurückgriff, begann man die Fayencen unserer ländlichen Manufakturen zu sammeln und sich an den volkstümlichen Formen und Farben ihrer Erzeugnisse zu freuen. So wurden auch die Erzeugnisse der Schrezheimer Manufaktur wieder bekannt und gesucht.

Sie sind echt volkstümlich und aus der Struktur der Bevölkerung und der Landschaft zu verstehen. Freilich findet man unter den Tafelaufsätzen, Terrinen, Kohl- und Melonenschüsseln auch Stücke, die durch bizarre und verkünstelte Formen nicht mehr als werkgerecht bezeichnet werden können, doch sind auch sie volkstümlich, denn das Volk liebt das Besondere.

In der Hauptsache wurden jedoch in Schrezheim Gebrauchsstücke erzeugt, die durchaus werkgerechtes Haushaltsgut waren. Das benachbarte Crailsheim, von der Manufaktur des Landesherren in Ansbach beeinflußt, belieferte den Adel in den Schlössern der Gegend; ganze „Services“ sind dort erhalten. Schrezheimer Ware wanderte in das Bürger- und Bauernhaus einer weiten Umgebung. Es waren vor allem die Bauern, deren Bedürfnisse und Geschmack richtungweisend für die Formgebung der Erzeugnisse wurden. Ein Grund dafür mag darin liegen, daß der Landesherz weder, wie es sonst häufig üblich war, die Manufaktur gründete, noch finanziell an ihren Erträgen beteiligt war.

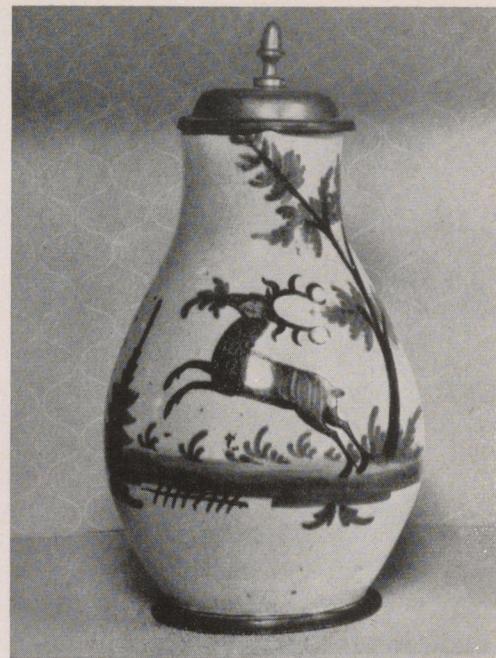
Der Freiheitsbrief für den Unternehmer wurde 1752 von Franz Georg, Erzbischof von Trier, zugleich Bischof von Worms und gefürsteter Propst und Herr zu Ellwangen, für Johann Buchß zu Schrezheim ausgestellt. Auf dessen „unterthänigstes Bitten“ wurde ihm aus „landesväterlicher Vorsorge“ die „Aufrichtung einer Porzellan Gewerkschaft“ gestattet. Der fern wohnende Landesherz hatte größere Aufgaben als das doch kleine Unternehmen zu überwachen und persönliches Interesse an ihm zu zeigen. Damit fehlte der für die fürstlichen Manufakturen so charakteristische Austausch der Techniker und Maler, der Anstellung eines hofrätlichen Direktors und eines Künstlers als Leiter. Auch wollte man nicht das kostbare Porzellan im Sinne der höfischen Tafelsitte nachahmen, sondern konnte sich auf das Gebrauchsgut beschränken.

Bux, wie er sich auch schrieb, war Unternehmer, kein Künstler. Er war nicht einmal Handwerker oder Techniker. Er war gezwungen solche anzustellen. Fachmänner von Ruf fanden hier keine für sie befriedigenden Aufträge. Der 1758 aus Wien gekommene „Arkanist“ Josef Jakob Ringler verließ Schrezheim bereits 1759 wieder, und der spätere Direktor der herzoglich-braunschweigischen Porzellanfabrik Victor

Gerverot konnte auch nur von 1774 bis 1775 seinen Einfluß ausüben. Dazu kamen noch Familienstreitigkeiten, die jeden Aufschwung des Unternehmens hinderten. Hans Erdner weist in seiner Schrift „Die Fayencefabrik zu Schrezheim“ eine große Zahl von Fayence-Arbeitern nach, doch waren es eben nur Arbeiter. Ihre Erzeugnisse waren Handwerksgut, so wie es auch von den Abnehmern, den Bürgern Ellwangen und den Bauern des fränkischen Raumes, bevorzugt wurde. Ihr Geschmack bewegte sich zu dieser Zeit noch rein im Volkstümlichen.

Das ehemalige Gebiet der Propstei Ellwangen zeichnet sich heute noch durch eine auffallend einheitliche Struktur aus. In der Stadt findet das Landvolk seinen jahrhundertealten kirchlichen Mittelpunkt, kirchliche Tradition und Sitte strömte von hier aus und befruchtete auch die kleinste Kapelle der ehemaligen geistlichen Herrschaft. Der Bauer selbst hat in den Märkten Ellwangen einen wirtschaftlichen Hintergrund. Kaum ein Gebiet in Württemberg ist in dieser Wechselwirkung: Stadt und bäuerliches Hinterland so stetig geblieben wie das ellwangische. Und da der Abnehmer ehedem wie heute einen Einfluß auf die Gestaltung und Farbe der Ware ausübt, so mußte der Unternehmer sich nach solchen Forderungen richten. Bauern und Bürger waren die Käufer. Letztere bevorzugten zweifellos die zeitgebundenen Formen, gewundene Schüsseln, mit Ornamenten verzierte Helmkannen und Weihwasserbecken, auch Tafelaufsätze für besondere Feste mit Putten als Krönungen und Delphinen als Füßen. Doch auch diese besonderen Stücke glichen sich in der Vorliebe für einfache Farbengebung dem bäuerlichen Geschmack an. „Indianische Formen“ waren in Ellwangen nicht begehrt. In der besonderen Bevorzugung kirchlicher Geräte aus Fayence, Kruzifixe, Heiligenfiguren, Hausaltärchen und Weihwasserbecken zeigt sich die Einheit des Landes in kirchlicher Hinsicht und die besondere Lebendigkeit der katholischen Kirche in Ellwangen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Auch die Übernahme kirchlicher Motive auf profane Gebrauchsgegenstände wie Bierkrüge, auf denen man in Schrezheim einen Lieblingsheiligen, wandelnde Mönche, Kirchen und Kapellen abbildet, erklärt sich aus dieser Lebendigkeit der kirchlichen Formen im Bezirke der ehemals gefürsteten Propstei.

Die von den Bauern bevorzugten Geschirre hatten die uralt überlieferten Formen, wie sie von den Häfnern überkommen waren. In Schrezheim bildeten sich keine Sonderformen heraus, wie man sie in fast allen deutschen Manufakturen findet und an denen



Weinkrug mit Hirsch im Museum Öhringen
Aufnahme Wrede

man auch leicht z. B. das Crailsheimer Gut erkennt (Ansätze der Henkel, der Schnauzen und besondere Modellierungen der Deckel); Schrezheim wahrte die Tradition und schuf so Werkformen, die überzeitlich geschmackvoll sind.

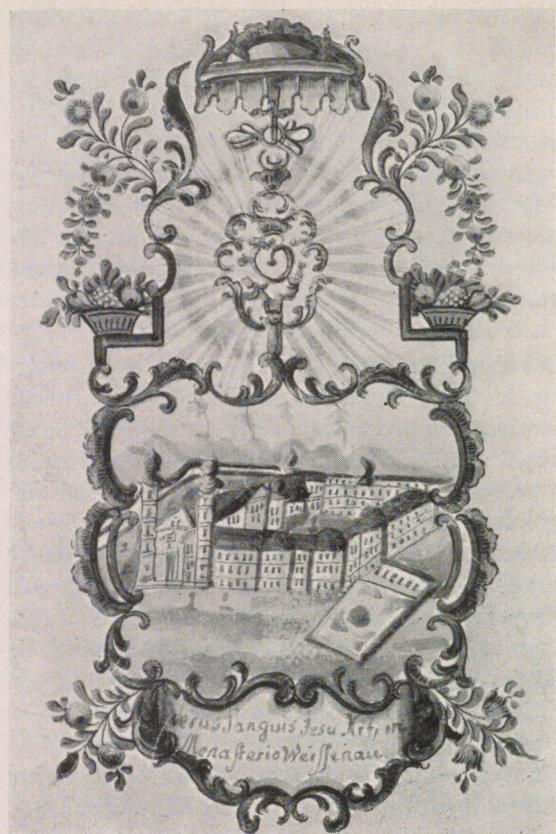
Die Bemalung ist dem bäuerlichen Kulturkreis entnommen. Man darf sich nicht verleiten lassen, die in dem schon angeführten Aufsatz von Erdner: „Die Fayencefabrik in Schrezheim“ abgebildeten zeitbedingten Formen als typisch schrezheimisch anzunehmen. Der Verfasser hat in erster Linie das Seltene und das Besondere der Einzelform herausstellen wollen! Das Alltägliche zeigt ein anderes Gesicht. In allen Sammlungen, bei allen Händlern tauchen die Schrezheimer Walzenkrüge, die Spruchteller, die Weinkrüge, die Kaffeekannen und die henkellosen Tassen so zahlreich auf und zeigen ihre bäuerliche Herkunft so eindeutig, daß anderes Fayencegut mengenmäßig kaum in Betracht kommt. Man sehe sich nach diesem Gesichtspunkt die erste große Sammlung von Fayencen in und aus unserem Raum in Feuchtwangen an. 1912 wurde sie begründet. Dem Sammler Dr. Gütlein gelang es, in dieser Zeit soviel Schrezheimer Bauerngeschirr zusammenzutragen, daß man die „Kummele“, die einfachen henkellosen Tassen, nach dem ersten Weltkrieg an die Besucher für billiges Geld verkaufen konnte.

Die gesamten dargestellten Motive sind bäuerlichen



Caspar-Pergamentmalerei, angeblich von Bechdolff (aus Ellwangen)

Ursprungs. In der Wohnung des Bauern fand man an den Möbeln die gleichen Blumendarstellungen wie an den Fayencekrügen, Vogel und Hirsch kommen auf zahlreichen bäuerlichen Möbeln und Gebrauchsgegenständen des Raumes vor. Berühmte Maler hätten hier keine Befriedigung gefunden, was hier blieb, behielt die provinziellen Formen bei. Die „Künstler“ brauchten nicht aus dem Raum zu stammen, sie mußten aber beweglich und volksnahe bleiben. Ein zu Ellwangen gehöriger Maler war Johann Andreas Bechdolff (1734–1807). Er stammte aus Bautzen in der Lausitz und war ein Mann vom Fach. Als solcher brachte er ein Musterbuch, das teilweise auch bei Erdner abgebildet ist, mit nach Schrezheim. Sein zünftiges Formenwerk, das durchaus zeitgebunden war, war aber so wenig volkstümlich, daß es nicht durchdrang, man findet es nur bei Nebenranken, Hinter- und Vordergründen des dargestellten bäuerlichen Kulturgutes. Bechdolff hat bei Buchs und der Konkurrenz, der Prahlschen Manufaktur, gearbeitet. Doch konnte ihn, der auch Bürger in Ellwangen wurde, die Tätigkeit in der Manufaktur nicht ernähren, er mußte weiterhin Gebrauchsgegenstände,



Andachtsbild auf Pergament: Kloster Weißenau, angeblich von Bechdolff (aus Ellwangen)

Dosen und Büchsen und Heiligenbilder auf Glas und Pergament malen. Alle diese Bilder haben den gleichen volkstümlichen Charakter, der auch die Fayencen kennzeichnet. Alles ist einfach und ursprünglich, und die Landschaftsbilder fallen durch die einem Dilettantismus nahekommenden genauen Darstellungsformen auf. So wollte es aber das Volk. Diese Zeit war auch der Höhepunkt der Schrezheimer Manufaktur.

Später wird die Familie Wintergerst bemerkenswert, Enkel des Gründers Johann Baptist Bux. Mit ihr endete die Manufaktur in Schrezheim. Wirtschaftlich trug sie sich nicht mehr und die Wintergerst strebten über das Volkstümliche hinaus. Josef Wintergerst (geb. 1783 in Wallerstein, gest. 1867 in Düsseldorf), bemalte in seiner Jugend noch den Scherben, tat dies aber nur zu seinem Vergnügen. Er wird Akademie-Professor und Galerie-Direktor in Düsseldorf. Die Schrezheimer Fayencen des 18. Jahrhunderts sind beste Erzeugnisse der hohen bäuerlichen Kultur dieser Zeit. Wer in ihnen mehr sieht als nur Formprobleme, erfreut sich immer wieder an dem Geist des Volkes, der aus ihnen spricht.

Ulmer Kirchengeschichte

Von Otto Wiegandt

Die Ulmer Kirchengeschichte beginnt mit der *Frauenkirche über Feld*, einer Marienkirche, die im heutigen Alten Friedhof in der Nähe der Schad'schen Gräber stand. Über ihre Anfänge wissen wir nichts Sichereres. Wahrscheinlich wurde sie um das Jahr 600 von einem alemannischen Adligen gegründet, einsam auf freiem Feld gelegen, und diente als Missionskirche, von der aus das Christentum in die ringsum liegenden alemannischen Siedlungen Orlingen, Böfingen, Pfäfflingen, Westerlingen, Söflingen usw. verbreitet wurde. Als dann, wie wir annehmen dürfen, die alemannische Adelsfamilie ihren Wohnsitz auf den späteren Weinhof verlegte, wurde die Frauenkirche zur Pfarrkirche der Siedlung Ulm.

Nachdem im 8. Jahrhundert aus dem alemannischen Adelssitz eine fränkische Pfalz geworden war, gab Karl der Große das Patronat der Frauenkirche mit vielen anderen Rechten in der Umgebung der Pfalz an das Kloster Reichenau. In den fast 800 Jahren ihres Bestehens ist die Frauenkirche möglicherweise mehrmals erweitert worden; sicher überliefert ist, daß sie um 1350 mit großem Aufwand erneuert wurde. Bald darauf aber, 1377, wurde sie von den Ulmern plötzlich abgebrochen, und alle wertvollen Teile wurden in die Stadt hereingebracht, um beim Bau des Münsters Verwendung zu finden. Dieses ziemlich gewalttätige Vorgehen hatte denselben politischen Grund wie der Bau des Münsters: Das reich und mächtig gewordene Ulm wollte seine eigene Pfarrkirche innerhalb seiner Mauern haben.

Im Jahre 1879 stieß man bei Grabarbeiten im Alten Friedhof auf die Grundmauern der alten Frauenkirche, doch konnten mit Rücksicht auf die zahlreichen dort liegenden Gräber keine planmäßigen Grabungen vorgenommen werden. Heute sind die meisten dieser Gräber verschwunden, aus dem Friedhof ist ein Park geworden. Vielleicht bringen uns die kommenden Jahre die Möglichkeit, durch eine Grabung Genaueres über diese älteste Kirche Ulms zu erfahren, wie uns die Grabung im Schwörhaus 1953 Aufschluß über die zweitälteste Kirche Ulms gegeben hat, die *Pfälzkapelle zum Heiligen Kreuz* auf dem Weinhof und die mit ihr verbundene St. Ulrichskapelle.

An diese Heilig-Kreuz-Kirche knüpft sich das erste bemerkenswerte Ereignis der kirchlichen Geschichte Ulms, das wir genau datieren können: Im Jahre 1052 übertrug der aus Schwaben stammende Bischof Walter

von Verona Reliquien des hl. Bischofs Zeno von Verona (362–372) in die Ulmer Pfalzkapelle, und Hermann der Lahme von Reichenau hat uns die Nachricht überliefert, daß das Heiligtum des hl. Zeno in Ulm damals durch zahlreiche Wunder verherrlicht worden sei. Diese gläubige Verehrung scheint jedoch nicht lange angehalten zu haben, denn wenige Jahrzehnte später soll das Haupt des Heiligen nach Radolfzell abgegeben worden sein, und wir hören nichts mehr von Wundern in Ulm.

Später wallfahrteten die Ulmer zu auswärtigen Heiligen; so hören wir um 1201 von einem Blinden aus Ulm, der sich zum Grab des heiligen Otto nach Bamberg führen ließ und dort Heilung fand. Dennoch darf man sagen, daß neben der aus der Pfalz mit ihren Ministerialen, Großkaufleuten und Handwerkern bestehenden weltlichen Gemeinde das geistliche Ulm sich im Mittelalter zu hoher Blüte entwickelte und mit seinen vielen Kirchen und Kapellen das Bild der Stadt wesentlich bestimmte. Im Jahre 1275 gab es in Ulm bereits 8 Kirchen. Zwei Jahrhunderte später, 1492, beschreibt der Dominikanermönch Felix Fabri in seiner „Sionspilgerin“ einen Rundgang durch nicht weniger als 30 ulmische Kirchen und Kapellen, in denen damals Ablaß zu bekommen war.

Es ist interessant zu verfolgen, wie diese Entwicklung vor sich ging. Auf die Reichenauer Benediktiner, die 600 Jahre lang auf dem Grünen Hof ihren Klosterhof und ihre Kapelle, die Nikolauskapelle, besaßen, folgten im 13. Jahrhundert Niederlassungen der Zisterzienser von Salmannsweil (Salem bei Überlingen), Kaisersheim (Kaisheim bei Donauwörth) und Bebenhausen. Dazu kamen später Höfe der Klöster Elchingen, Ochsenhausen, Roggenburg, Urspring bei Schelklingen, Gutenzell und Wiblingen. Neben diesen 10 Klosterhöfen entstanden im Lauf der Zeit nicht weniger als 11 selbständige Klöster, gegründet von den Augustiner-Chorherren (Wengenkloster), den Deutschordensrittern (Deutschhausgasse), den Franziskanern (Münsterplatz), den Dominikanern (bei der Dreifaltigkeitskirche), den Klarissinnen (zuerst im Gries beim Gänstor, dann in Söflingen), den Sammlungsschwestern (Sammlungsgasse), den Beguinen (in der Eich bei der Steinernen Brücke). Von kürzerer Dauer waren das St. Marxenkloster der Totenfahrmönche, das adelige Benediktinerinnenkloster zu St. Afra oder zum Hl. Stern, ein Brigitten-

klösterlein in der Kramgasse und ein St. Reginakloster auf dem Münsterplatz. Wenn wir bedenken, daß jeder Orden seine besondere Tracht hatte, daß es etwa 50 Priester gab, die Pfründen innehatten, daß im Münster an etwa 60 Altären Messe gelesen wurde, so können wir uns den äußeren Glanz und Reichtum dieses kirchlichen Lebens vorstellen.

Wie weit diesem äußeren Reichtum eine innere Lebendigkeit des Religiösen entsprach, ist nicht ohne weiteres zu sagen. Immerhin haben wir einige Anhaltspunkte: Die große Zeit des Ulmer Dominikanerklosters waren die Jahre 1348–1366, in denen der Mystiker Heinrich Suso dort lebte. In der schonungslosen Härte, mit der er den eigenen Leib geißelte und zerfleischte, und in der poesievollen, innigen Sprache seiner Christusverehrung war er gleichermaßen ein Kind seiner Zeit und hat weit über den Bezirk seines Klosters hinaus gewirkt, besonders auf Frauen.

Ein Beispiel leidenschaftlicher theologischer Auseinandersetzung wird uns aus dem Jahre 1385 berichtet. Als damals der Rektor des Ulmer Gymnasiums, Johannes Münsinger, in einer Rede die göttliche Verehrung des Kreuzes, der Jungfrau Maria und der Heiligen verwarf, stürmten die Dominikanermönche auf ihn los und verklagten ihn beim Rat. Dieser ließ von den Universitäten Prag und Wien Gutachten einholen, in denen Münsinger teilweise recht bekam.

Als im Jahr 1484 das Klarissinnenkloster in Söflingen durch den Ulmer Rat zur Abstellung von Mißständen reformiert wurde, fanden sich Briefe von Nonnen, aus denen dieselbe schwärmerische Christusminne spricht, die in den schwäbischen Frauenklöstern zur Entstehung der holzgeschnitzten Christus-Johannes-Gruppen geführt hatte.

Im 15. Jahrhundert geriet das Mönchtum in Ulm wie anderwärts in Zerfall. Während das Bürgertum einen mächtigen Aufschwung nahm, seit 1377 aus eigener Kraft an der gewaltigsten Pfarrkirche weit und breit baute und sie durch die ersten Künstler der Zeit ausschmücken ließ, mußten die Klöster Reichenau und Bebenhausen ganz aus Ulm weichen, und ein Teil der einheimischen Klöster wie das Marxenkloster und die Nonnenklöster St. Afra, St. Brigitta und St. Regina wurden wegen sittlicher Mängel vom Rat aufgehoben. In den übrigen wurde die Ordnung wiederhergestellt, vor allem aber wurden ihnen vom Rat die wirtschaftlichen Möglichkeiten beschnitten.

Das einschneidendste Ereignis der ganzen Ulmer Kirchengeschichte ist die Reformation des Jahres 1531. Jahrelang wurde um sie gekämpft, während

der Rat einer Entscheidung aus politischen Gründen auswich. Erst als die Haltung des Kaisers auf dem Augsburger Reichstag es den Ulmern unmöglich machte, länger neutral zu bleiben, entschloß sich der Rat, den „gemeinen Mann“ entscheiden zu lassen. Am 3. November 1530 stimmten fast $\frac{7}{8}$ der stimmberechtigten Bürger für die Reformation. Im folgenden Jahr berief der Rat, der jetzt das Oberhaupt der ulmischen Kirche geworden war, die berühmten Theologen Blarer von Konstanz, Butzer von Straßburg und Oekolampadius von Basel zur Durchführung der Reformation in Ulm und seinem Gebiet. Sie standen den Anschauungen Zwinglis nahe. Ihr besonderes Anliegen war die Abschaffung der Messe und der Feiertage und die Entfernung der „Götzen“, d. h. der Bilder, Altäre und Orgeln aus den Kirchen. Wer einen Altar im Münster besaß, durfte ihn an sich nehmen. Was nicht abgeholt wurde, ließ die Obrigkeit im Juni 1531 von Handwerkern zerstören. Vieles Schöne ging damals zugrunde. Wie gründlich verfahren wurde, zeigt uns noch heute die leere und verstümmelte Nische des Karg-Altars von Hans Multscher. Offenbar wurde die Heiligenverehrung, gegen die schon Münsinger Bedenken geäußert hatte, von der Ulmer Bevölkerung völlig abgelehnt. Ein Beweis dafür ist die Verbreitung einer wenig schönen Anekdote von dem Weber Hans Fischer, der wie andere arme Leute hölzerne Altar-Bildwerke als Brennholz erhalten hatte. Als er ein Bild des Apostels Jakobus in den Ofen schieben wollte, stieß es an. Da sagte er: „Duck de, Jäckele, du mußt 'nein'!“ Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts soll man in Ulm als Sprichwort „Jäckele, duck de!“ gesagt haben.

Mit großem Ernst wurden nun alle Geistlichen in Stadt und Land geprüft und eine neue Kirchenordnung durchgeführt. Die Franziskaner und Dominikaner wurden zum Abzug genötigt, die Sammlungsschwestern zum Protestantismus bekehrt. Katholisch blieb in Ulm nur das Deutsche Haus und, nach sechzehnjährigem Prozeß, das Wengenkloster, das in der Barockzeit eine Pflegestätte der Kirchenmusik wurde. In der Umgebung blieben Söflingen, Wiblingen und Elchingen, die ja nicht zum ulmischen Gebiet gehörten, beim alten Glauben. Die Zahl der katholischen Bürger in Ulm war gering.

Kaum war die evangelische Kirche Ulms gegründet, da wurde sie von lebhaften inneren Kämpfen erschüttert. Der aus Heidelberg heimberufene orthodoxe Superintendent Martin Frecht bekämpfte erbittert die Wiedertäufer und vor allem die ihm an religiöser Tiefe überlegenen frommen Mystiker Sebastian Franck aus Donauwörth und Kaspar Schwenckfeld

aus Schlesien. Beide wurden 1539 genötigt, die Stadt zu verlassen. Erst in unserer Zeit wird man ihrer Bedeutung gerecht. Melanchthon und selbst Luther hatten Schwenckfeld in häßlicher Weise beschimpft. Der Makel blieb lange an ihnen haften; noch im 19. Jahrhundert wurden im Ulmer Volksmund leichtsinnige, flatterhafte Menschen „Schwenckfelder“ genannt.

Trotz dieser inneren Kämpfe wurde der Protestantismus in Stadt und Land so heimisch, daß Karl V. ihn 1548 trotz großer Bemühungen nicht wieder auszurotten vermochte. Frecht und die große Mehrzahl der Stadtgeistlichen ließen sich lieber in Ketten in harte Gefangenschaft abführen, und von den Landgeistlichen zogen vier Fünftel lieber ins Elend, als daß sie ihren evangelischen Glauben verleugnet hätten. Nach dem Passauer Religionsfrieden 1552 lebte dann die unterdrückte evangelische Kirche wieder neu auf. Sie bekam statt des zwinglischen nun lutherisches Gepräge; die Festtage, Altäre und Orgeln wurden wieder eingeführt.

Besondere Verdienste um die Förderung des praktischen christlichen Lebens erwarb sich der aus Hessen berufene Superintendent Dr. Konrad Dieterich (1614–1639). Seine strenge Kirchenzucht hat der ulmischen Kirche auf lange hinaus ihr Gesicht gegeben. Freilich mag es sein, daß er die Forderung „Seid untertan der Obrigkeit“ zu stark betont und dadurch eine freiere Entwicklung des Gemeindelebens gehemmt hat. Auf Dieterichs Betreiben wurde die baufällige Dominikanerkirche zur Dreifaltigkeitskirche ausgebaut.

Als am Ende des 17. Jahrhunderts der Pietismus aufkam, wollte man in Ulm nichts davon wissen, obwohl der Superintendent Elias Veiel (1678–1706) mit Spener befreundet war. Dagegen drang in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Aufklärung stark ein.

Als Ulm 1802 bayrisch wurde, verlor auch die ulmische Kirche ihre Selbständigkeit. Nach der Einverleibung in Württemberg (1810) wurden die württembergischen Kirchenordnungen eingeführt; 1811 fand zum erstenmal die Konfirmation statt. Auf katholischer Seite wurde 1803 das Wengenkloster, die Deutschordenskomturei und das Kloster Söflingen

aufgehoben. 1805 wurde in Ulm und Söflingen je eine katholische Pfarrstelle errichtet.

Im Jahre 1812 hatte Ulm neben 10743 evangelischen nur 254 katholische Einwohner, also 2,3 %. Dieses Verhältnis änderte sich seither grundlegend, da der Zuzug nach Ulm aus den katholischen Gemeinden des Blau-, Donau- und Illertals stärker ist als der von den protestantischen Alborten. Im Jahre 1858 war der Anteil der katholischen Bevölkerung auf 19,5 % gestiegen, 1900 auf 30,3 %, 1946 auf 47,8 %. 1950 waren es 47,4 % Evangelische, 46,4 % Katholiken und 6,2 % Sonstige.

Diesem Stärkeverhältnis entsprachen die Kirchenbauten der neueren Zeit. Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts entstanden die katholische Georgskirche und die evangelische Pauluskirche (Theod. Fischer), beide zuerst als Garnisonkirchen gebaut, nach dem 1. Weltkrieg die evangelische Martin-Luther-Kirche (Theod. Veil) und die katholische Elisabethenkirche. Neu-Ulm erhielt in dieser Zeit in der katholischen Stadtpfarrkirche von Dominikus Böhm ein Kunstwerk hohen Ranges.

Nach dem 2. Weltkrieg wurde das kirchlich Leben vielgestaltiger. Zwar ist das Münster das überragende Wahrzeichen der Stadt geblieben, aber die Ausdehnung der Stadt und das Bedürfnis nach engeren Gemeinschaften führten zum Bau von kleineren Kirchen in den neuen Vierteln. Außerdem traten die Freikirchen und Sekten stärker hervor. In der alten Valentinskapelle, 1458 für die Patrizierfamilie Rembold neben dem Münster erbaut, hat eine durch den Krieg nach Ulm versprengte griechisch-orthodoxe Gemeinde Zuflucht gefunden. Neuapostolische, Baptisten, Christliche Wissenschafter und Jehovahs Zeugen haben sich in der Stadt Kirchen gebaut. Die enger gewordenen Beziehungen zu den USA haben auch Mormonen und andere Gemeinschaften nach Ulm gebracht. So fehlt nicht mehr viel an den 30 Kirchen und Kapellen, durch die Felix Fabri 1492 die Gläubigen führte. Die Glaubenseinheit des Mittelalters ist uns verloren gegangen. Unsere Aufgabe ist es, im Geiste der Verträglichkeit und Duldsamkeit zusammenzuleben. Dann bedeutet das Nebeneinander der Bekenntnisse nicht nur eine Erschwerung, sondern auch eine Bereicherung unseres Daseins.

An der Donau

Hier hab ich schon den Strom ans Herz gedrückt.
Hier lag ich in der Sommersonne Gluten
Und träumte mich ins Reine mit den Fluten
Und dann und wann ist mir ein Reim geglückt.

Hier sind die Bilder, deren Sinn mich trieb:
Der Schwäne Schrei, der Sprung der Flüßforellen,
Der Frühwind über morgenkühlen Wellen.
O Sonne, Land und Fluß, ich hab euch lieb. W. Walz

Zur Geschichte Ostschwabens im Spätmittelalter

Von Ernst Müller

Von der gebietsmäßigen und geistig-religiösen Höhe der Ulrichsepoke sank das Bistum Augsburg in den Kämpfen mit den mächtigen Territorialherrn – im Westen die Welfen und im Osten die Wittelsbacher – etwas ab. Es blieb zwar im Investiturstreit stramm Königstreu, und die Clunyreform konnte dank der Ulrich-Organisation kaum Eingang finden. Die Staufer setzten ihren Vogt neben den Bischof. Die Bistümer, die Bonifatius der bayerischen Kirchenprovinz zugeordnet hatte (Neuburg-Staffelsee usw.), gingen wieder an die bayerischen Territorialherren verloren. Eigentlichen Besitz hatte Augsburg nur im Wertachgebiet und im Alpenvorland bis Füssen. Aus der Konkursmasse der Staufer konnte das Bistum als Schenkung Burg und Stadt Dillingen 1258 für sich retten. Durch das Ausgreifen nach Norden verhinderten die Bischöfe ein Zusammentreffen der fränkischen und schwäbischen Gewalten. Augsburg spielte sehr oft eine Vermittlerrolle in den Expansionsbestrebungen der umliegenden Herzöge und Grafen. Die verwaltungsmäßige Freiheit der Städte in seiner Diözese konnte der Bischof im 14. und 15. Jahrhundert nicht verhindern.

Seit 1250 rebellierte die Stadt Augsburg und wurde nach ihrer Erhebung zur freien Reichsstadt (1276) Anwärter auf eigene Besitzungen, weswegen die bischöfliche Residenz 1388 nach Dillingen verlegt wurde (ähnlich ging es in Worms, Basel, Speyer). Gmünd, Nördlingen, Dinkelsbühl und Kaufbeuren schufen sich gleichfalls eigene kleine Territorien gegen ihre Anrainer, die Grafen von Württemberg und die Markgrafen von Ansbach-Bayreuth. Zwischen Iller und Lech besaß das Bistum nur unbedeutenden Streubesitz.

Die gespannte Lage im 15. Jahrhundert zeigt am deutlichsten das Lebensbild Peter von Schaumbergs (A. Uhl, Band 3, die Lebensbilder aus Bayerisch-Schwaben). Heute noch erschüttert jeden Besucher des Ulrichdomes jenes eigenartige Grabmal (Nordwand der Augustinuskapelle): ein halb verwester Leichnam, von Kröten und Schlangen umhuscht, liegt im offenen Steinsarg. Die Inschrift erläutert die Gesinnung des 1469 gestorbenen Kardinals Peter, der 40 Jahre regiert hatte. Das Hauptverdienst des fränkischen Niederadeligen (Stammburg lag im Thüringer Wald, nördlich von Coburg) war, daß er in den schlimmen Zeiten des abendländischen Schisma (drei Päpste gab es im Konstanzer Konzil) und der Herrschaft der Luxemburger das alte Ideal der Vorrherrschaft des sacerdotium vor dem imperium verfocht und für die Glaubenseinheit alle seine Kräfte anspannte. Sein zweites Verdienst: er förderte den Humanismus. In sein Domkapitel berief er des Lateins kundige Gelehrte, die in Wien und Bologna den Humanismus studiert hatten. Diese wiederum standen in engster Verbindung mit den großen Laienhumanisten der Reichsstadt

Sigmund Gossenbrot, Valentin Eber und dem Stadtarzt Hermann Schedel. Seinen Plan der Gründung einer Universität hat dann Herzog Ludwig der Reiche von Bayern-Landshut in Ingolstadt 1472 verwirklicht. Sein drittes Verdienst: Peter war ein Mann der großen Einungen des 15. Jahrhunderts. In der Verwaltung der spiritualia und temporalia einigte er sich mit dem seit langem widerspenstigen Domkapitel. Langwierige Verhandlungen ergaben sich zwischen Bischof und Stadt. In praxi lagen jedoch die Reichsstadt in Vorhand: der Bischof wurde von der Einlösung der Vogtei-Pfandschaft ausgeschlossen. Er verlor also sein wichtigstes Amt. Hochstiftische Güter konnten nicht von einzelnen Bürgern, sondern nur von der Stadt erworben oder zu Lehen gegeben werden. Gleichwohl wurde immer wieder das Einvernehmen hergestellt: die Stadt übernahm in der Zeit der Abwesenheit des geistlichen Herrn den Schutz des Hochstifts oder der Bischof gab dem Willen des Großen Rats nach und untersagte seinerseits den Zuzug von Juden. Bei der Prägung von bischöflichen Silberpfennigen hatte die Stadt ein Mitbestimmungsrecht. Die Privilegien der Stadt von 1276 wurden erneut anerkannt.

Wie seine Vorgänger hat auch Peter seine Hilfe dem Kaiser in der Bedrängnis der Hussitenunruhen nicht versagt. Mit 100 Reitern stieß er 1427 zum Heer (Württemberg stellte 3000), das bei Nürnberg lagerte, das sich aber über die Führung nicht einigen konnte und auseinanderließ. Im Appenzeller Krieg, den die Talschaften der Bauern der Abtei Sankt Gallen zur Abschüttelung der Abtsregierung führten, stand Peter als wichtigster Vermittler auf der Seite des Konstanzer Bischofs und der Selbsthilfeorganisation der schwäbischen Ritterschaft vom Sankt Jörgenschild. Die Bauern, unterstützt von den Eidgenossen, gaben nicht nach. Peter verhängte den Kirchenbann über die Unbotmäßigen, und erst als 1427 die schwäbische Ritterschaft zu den Waffen griff, kam es zur Einung. Peter, selbst aus dem Ritter-Adel stammend, trat daraufhin in den Jörgenbund ein und suchte zugleich bei den bayerischen Herzögen um Schutz für sein Bistum und um Frieden nach. Sowohl Sigismund als der Habsburger Friedrich III. benützten den durch seine Verdienste in den Wirren des Basler Konzils zum kaiserlichen Rat ernannten Augsburger Bischof als Unterhändler beim französischen König, der eine um mit den Hussiten und Böhmen fertig zu werden, der andere, um seine in der Schweiz verlorenen Besitzungen wieder zu gewinnen. Die Missionen beider Könige blieben erfolglos. Weniger erfolglos war Peters Vermittleraktivität in der Streitsache zwischen den schwäbischen Reichsstädten und dem Grafen Ulrich von Württemberg und dem Markgrafen

Jakob von Baden. Peter war als kaiserlicher Bevollmächtiger in Göppingen und hat den Grafen Ulrich zum Frieden bewegen.

Im 16. Jahrhundert bestimmte das politische und geistliche Bild des Hochstifts Kardinal Otto Truchseß von Waldburg (1514–1573, F. Zoepfl 4. Band).

Wie alle seine oberschwäbischen Verwandten (der Vater war Wilhelm I. d. Ä., der für Erzherzog Ferdinand zwischen 1519 und 1526 die Statthalterschaft über das Habsburg zugeschickte Herzogtum Württemberg hatte), so war auch Otto in der Epoche, da die Gegenreformation ansetzte, der unerbittlichste Verteidiger der alten und der päpstlichen Kirche gegen alle Neuerungen. Er wurde 1514 auf Schloß Scheer an der Donau geboren, findet sich mit seinem Erzieher Dr. Landsträß ab 1524 in der Universität Tübingen (mit elf Jahren ist er in die Bursa, das heißt in die Artistenfakultät aufgenommen worden), nachdem er mit acht Jahren bereits den „clericalis character“ durch den Konstanzer Weihbischof erhalten hatte. Seine geistliche Laufbahn ist typisch für einen nicht gerade reichen Niederadeligen der Zeit mit glänzenden Beziehungen: der Erstgeborene bekommt die Güter, Otto der zweite Sohn muß seinen Aufstieg im geistlichen Amt machen. Der Vater sichert ihm gleich ein Konstanzer Kanonikat und eine Jahrespension von 200 Gulden aus der Pfarrei Tachenhausen. Der Vater war ja allmächtiger Statthalter und konnte Pfründen Württembergs verteilen. Auf gleiche Weise bekommt er ein Augsburger Kanonikat (Melchior Frundsberg, der Sohn des berühmten Landsknechtführers verzichtet zu Ottos Gunsten), da der Vater seit 1518 auch Landvogt von Augsburg war.

Nach kurzer Ableistung seiner Residenzpflicht in Augsburg wechselt er mit dem Bruder zu weiterem Studium an die Universität Dôle in der Freigrafschaft, die damals gerne vom Reiche aus besucht wurde. 1529 verschafft ihm sein Vetter Jörg (der berühmte Bauernjörg) ein Kanonikat in Speyer. 1531 besucht er die Hochschule zu Padua, um die Rechtswissenschaft zu studieren. In der dortigen Natio Germanica bildet er sich zum perfekten Kenner des Italienischen aus. 1533 erhält er die niederen Weihen in Speyer. Darauf Fortsetzung des Rechtsstudiums und Promotion zum Doktor jur. in Bologna (sein Kommilitone ist Hans Jakob Fugger). In Pavia befaßt er sich mit dem Römischen Recht und humanistischen Studien. Man wählt dort den gewandten Schwaben zum Rektor. Der Krieg Karls V. mit Mailand vertreibt die Deutschen aus Pavia. Otto wandert weiter nach Rom und schult sich in den Diplomatica. Als päpstlicher Kämmerer erhält er die Anwartschaft auf vier in Süddeutschland gelegene Bistümer und 1540 die Einnahmen der Domdekanie zu Trient. Nun war er für den kurialen Dienst aufs Beste gerüstet. Der Waldburger erhielt den Auftrag – ganz im Sinne des ihm beigegebenen Jesuitenpaters Petrus Faber, der sein geistlicher Lenker wurde – die Verkündigung der Er-

öffnungsbulle des Trienter Konzils auf dem Nürnberger Reichstag 1542 zu verlesen.

Da sowohl die protestantischen als auch die katholischen Stände zögerten, ein Konzil in Italien zu beschicken, mußte Otto die deutschen Prälaten einzeln informieren und bereit machen. Rom fürchtete mit der Einmischung des Kaisers, daß doch noch ein deutsches Nationalkonzil zustande kommen könnte. Ottos Geschicklichkeit ist es zu verdanken, daß der Papst von dieser Sorge befreit wurde. Das italienisch ausgerichtete Konzil funktionierte langsam, aber sicher. Zur Belohnung förderten der Papst und die zahlreichen Verwandten des 29jährigen Ottos Wahl zum Bischof von Augsburg. Im Oktober 1543 empfing der Kandidat die Priesterweihe in Dillingen, darauf fand die prunkvolle Konsekration und Verpflichtung des Hofgesindes auf den neuen Herrn statt.

Der Kaiser verschaffte ihm in Rom den roten Hut und stellte ihn für die folgenden Reichstage als Kommissär in seine Dienste. Otto handelte, wo er konnte, im Sinne Roms, er verwarf jeden Kompromiß, den der Kaiser mit den Protestanten zu schließen geneigt war. Bei den Vorbereitungen des Kaisers zur Kriegsführung gegen die Schmalkaldener protestantische Union war Otto die treibende Kraft. Er vermittelte die Geheimabkommen Karls V. mit den bayerischen Herzögen. Während des Krieges übernahm er das Amt des Oberproviantmeisters. Die Anfangsphase des Krieges ließ sich für die Kaiserlichen schlecht an. Der aus Schorndorf gebürtige Feldhauptmann Scherlin von Burtenbach (damals in den Diensten des protestantischen Augsburg) besetzte die bischöfliche Stadt Füssen, um den päpstlichen Hilfstruppen den Einmarsch nach Deutschland zu wehren. Der Kriegsrat der oberdeutschen Städte (siehe Lebensbild Scherlin Band 2) rief ihn unklugerweise an die Donau zurück. Das Gebiet des Hochstifts plündernd besetzte er Günzburg, vereinigte sich mit den württembergischen Truppen (Befehlshaber Hans von Heideck) im Brenztal, eroberte kampflos Dillingen, das an Ulrich von Württemberg verpfändet wurde und zog siegreich in Donauwörth ein, wo er zu den Truppen des sächsischen Kurfürsten und des hessischen Landgrafen stieß.

Statt den Kaiser sofort anzugreifen, ließen die Protestanten diesem Zeit, die päpstlichen Hilfstruppen in sein Heer aufzunehmen. Vor Ingolstadt beschossen zwölf Stunden lang die Protestanten das kaiserliche Lager (Karl und Otto hielten im Trommelfeuer aus und retteten die Lage), um dann plötzlich die Schlacht abzubrechen und die niederländischen Hilfstruppen des Kaisers abzufangen. Doch das gelang nicht. Nun zog Karl dem Gegner nach, kam ohne Kampf nach Dillingen und Donauwörth, Lauingen und Gundelfingen und lagerte einen Monat bei Sontheim a. d. Brenz. Der Einfall des Herzogs Moritz von Sachsen in das Gebiet seines Vetters zwang den Kurfürsten zum Abrücken nach Norddeutschland. Die protestantischen Städte mit Württemberg waren allein und der Gnade des Kaisers ausgeliefert.

Otto riet dem Kaiser zur Milde, nur seine eigene Stadt Augsburg mußte 95 000 Gulden Entschädigung zahlen und alle eingezogenen Kirchengüter zurückgeben. In dem geharnischten Reichstag vom 1. September 1547 zu Augsburg wollte der Kaiser den Frieden und die Religionseinigung erzwingen. Dort wurde der Plan des „Interim“ besprochen. Otto lehnte das Zugeständnis des Laienkelches und der Priesterehe als der weltlichen Macht nicht zuständig ab. Darauf schränkte der Kaiser „die interreligio imperialis“ auf die Neugläubigen ein. Aber auch dies verwarf der Papst.

Zum zweitenmal wechselte Moritz von Sachsen die Farben. Unter seiner Leitung kam der antikaiserliche Torgauer Fürstenbund zustande. Mit Unterstützung des französischen Königs Heinrich II. (dem dafür die deutschen Bistümer Cambrai, Metz, Toul und Verdun zugespielt wurden) brachen die Verschwörer nach dem Süden auf. Am 4. Juli 1552 waren sie in Augsburg, das sich jubelnd ergab. Dillingen kapitulierte für den Franzosenkönig und mußte in Frankreichs Namen Ott Heinrich von Pfalz-Neuburg (siehe Lebensbilder Band 3) als Herrn anerkennen. Otto befand sich hilfesuchend beim Kaiser in Innsbruck, der aber floh, worauf Otto nach Rom ging.

Am 11. April 1553 war er wieder in hochstiftischem Gebiet, nachdem ihm der Passauer Vertrag sein Bistum zurückgegeben hatte. Im September desselben Jahres übernahm er das Amt des Fürstpropstes von Ellwangen. Auf dem Augsburger Reichstag 1555 protestierte Otto als einziger Würdenträger gegen den Reichstagsbescheid, der die Rechtsgleichheit des römisch-katholischen und des augsburgischen Bekenntnisses festlegte, war aber schon am 23. März aus den Beratungen ausgeschieden, um seine Pflichten im Konklave bei der neuen Papstwahl zu erfüllen. Obwohl Paul IV. dem Kaiser unerwünscht war, hat ihn Otto gewählt. Mit dem neuen Papst stimmte er überein, daß jetzt nur noch die Politik der Stärke die Kirche retten könne. Ein Jahr später ist Otto wieder in seinem Bistum.

Sowohl die Katholiken als auch die Protestanten mißtrauten ihm, keine Partei wollte ein Bündnis mit ihm schließen. Als man sich doch für ein neues Religionsgespräch entschloß, schickte er den Jesuiten Petrus Canisius nach Worms. Auf dem Reichstag am 3. März 1559 in Augsburg verdächtigte ihn Herzog Christoph von Württemberg der geheimen Verschwörerschaft mit dem Papst. Verärgert ging Otto wieder nach Rom als Protektor der deutschen Nation. An eine Wiederherstellung der reinen Lehre in allen deutschen Territorien war jetzt nicht mehr zu denken. Otto blieb nur eine Erneuerungsarbeit in seinem eigenen Bistum übrig. Er führte die Reform mit engster Unterstützung hervorragender Jesuitenpatres durch und gründete ein collegium litterarum in Dillingen, das dann Julius III. zur Universität erhob. Das Dillinger collegium ist das Vorbild für das römische collegium germanicum geworden. Zum Domprediger wurde Canisius bestellt. Für den Rest seines Lebens blieb Otto der

unermüdliche Werber der „Professio fidei Tridentinae“, auf die alle Kleriker, Professoren und Fürsten katholischen Bekenntnisses vereidigt werden sollten. Seiner Diözese gingen zwar endgültig die Reichsstädte als katholische Gesamtheit verloren (außer Gmünd), aber das Streugebiet holte er zurück, baute im neuen prachtvollen Stil seine Schlösser in Dillingen, Füssen, Ellwangen aus, liebte die Künste (er war ein leidenschaftlicher Sammler von italienischen Gemälden), die Musik und die gute Gasterei. Nicht anders als ein protestantischer Renaissancefürst hat er gelebt und regiert. Wie die der Fürsten sind auch seine Schulden gewachsen und mancher gutgemeinte Reformplan ist deswegen nicht gelungen, weil das Domkapitel ihm die Griffe in das hochstiftische Vermögen untersagte.

Als ein bekannter Niederadeliger steht am Ende des Mittelalters Georg von Frundsberg von der Mindelburg über der Stadt Mindelheim (F. Zoepfel Band 1). Seine Familie saß acht Jahre vor seiner Geburt (1475) noch auf dem tirolischen Stammsitz bei Schwaz.

Die Familie zog in die Burg der verarmten Rechberg zu Staufenec. Über ihn wissen wir sehr viel, denn sein Augsburger Zeitgenosse Adam Reißner hat seine Historia ein paar Jahrzehnte nach Georgs Tod herausgegeben. Der Memminger Bernhard Strigel porträtierte ihn als Dreißigjährigen auf dem Frundsbergaltar. Kräftig und stark wie ein Bär ist er gewesen. Das Hauptmannsein lag in der Familie. Vater und Bruder haben gleichen Landsknechtruhm genossen. Aus dem bäuerlichen Tirol kam der Hauptmann, der die Landsknecht-, Spieß- und Hellebardentechnik der bäuerlichen Eidgenossen, die Gevierthaufen der Fußsoldaten (Fähnlein) gegen die gepanzerten Ritterheere zum Siege geführt hatte. Frundsberg verkörperte das neue Infanterieideal des ausklingenden Mittelalters, die offene Feldschlachtführung, der die Zukunft gehören sollte. Wer ihn bezahlte, der hatte ihn. Nicht mehr das Aufgebot, sondern die Söldnertruppe entschied die Schlachten der Zeit Kaiser Maximilians. Frundsbergs Ruhm haftete an den Unternehmungen jenes „Schwäbischen Bundes“, der ganz unter Habsburgs Führung stand und Fürsten und Städte von Württemberg bis Österreich einte und verpflichtete. Der Bund wurde einmal gegen die Eidgenossen, einmal gegen geächtete und widerspenstige Landesherren, wie den Bayern- oder den Württembergerherzog oder gegen die oberschwäbischen Heckenreiter (Einnahme des Hohenkrähen), eingesetzt, wenn es galt, Habsburgs Vormacht im Südwesten wieder zur Geltung zu bringen. Dann wieder kämpft Frundsberg in Oberitalien für die Bundesgenossen des Kaisers gegen die Franzosen um die reiche Lombardei oder er ist für Max am Niederrhein tätig zur Sicherung des burgundischen Erbes. 1512 ist er zum Feldhauptmann aufgerückt (er hatte eine Tirolerin, eine Niederadelige von Schrofenstein zur Frau) und wurde mit der einträglichen Burghut des Schlosses Runkelstein bei Bozen belehnt. (Die berühmten Fresken der Burg

mit höfischen Szenen aus der Stauferzeit sind erhalten.) Sein Bruder Adam übernahm Mindelheim (gest. 1518, Grabmal in der Pfarrkirche daselbst). Nach dem Tode seiner Frau 1518 siedelte er von Tirol mit den sechs Kindern in den väterlichen Besitz um. Am 11. September 1519 ehelichte er Gräfin Anna, die Tochter des Grafen Paris von Lodron, die nach Frundsbergs Tod 1526 Erasmus, den Erbschenken von Limpurg, zum Manne nahm. In den Kriegen (Niederlande und Oberitalien) für Kaiser Karl V. war sein gelehrigster Schüler und späterer Nachfolger der Württemberger Scherlin von Burtenbach. In den Schlachten in der Lombardei 1522 haben die Deutschen, auf eigene Faust geworbenen Söldnerinfanteristen, den großen Ruhm der im französischen Solde kämpfenden Schweizer Reisläufer endgültig vernichtet (damals fielen Albrecht von Stein und sein Lokotenent Arnold von Winkelried, die Frundsberg mit eigener Hand gefällt hatte). Die Geschenke, die ihm italienische Städte (voran Genua) gaben, häuften sich auf Burg Mindelheim.

Bei dem neuen Ausbruch des Krieges in Oberitalien (der Franzosenkönig hatte bereits Mailand und Pavia eingenommen) zog Frundsberg im Auftrag des Kaisers mit 11 Fähnlein, in Meran geworben, auf Fahrt, um bei Lodi zu den Kaiserlichen zu stoßen. Eine der grausamsten Belagerungen der Epoche ereignete sich vor Pavia, wo der eingeschlossene Franz I. mit dem ritterlichen Adel Frankreichs sich verbissen wehrte und verblutete. Die deutschen Söldner auf Frankreichs Seite (der gefürchtete „schwarze Haufen“ und die Schweizer Fußsoldaten) flohen und wurden von Frundsbergs Leuten niedergemacht. Als Beute erhielt der Feldhauptmann das Prunkschwert des gefangenen Franzosenkönigs (24. Februar 1525). Der Mailänder Sforza bestätigte, daß ohne Frundsberg „Sieg und Viktoria“ nicht erlangt worden wären.

Am 3. Juni war er bereits wieder auf schwäbischem Boden, um den von Südtirol bis an den Main lodernden Bauernzorn in seiner eigenen Herrschaft Mindelheim zu dämpfen. Seine Verhandlungsbereitschaft lehnten die Allgäuer Haufen ab, dann ließ er die Kartaunen und Büchsen spielen und die Spieße reden. Aber bei Leubas liefen, von Frundsberg großem Namen erschüttert – vielleicht waren auch einige Bauernführer, die früher bei ihm dienten, bestochen – die Bauernhaufen auseinander. An dem Strafgericht, das Jörg Truchseß von Waldburg an den Bauern vollzog, war Frundsberg nicht beteiligt. Einige hat er losgebeten.

In diese Zeit fällt auch auf Empfehlung Frundsbergs die Reformierung der Stadt Memmingen durch den Konstanzer Johannes Wanner und der Übertritt seiner Gemahlin zum neuen Glauben. Wanner war lange Gast auf Mindelheim, Frundsberg jedoch hing wohl dem „heiligen Evangelium an“, blieb aber der alten Kirche treu. Nur widerwillig – er war schon kränklich – und einen neuen Undank des Kaisers fürchtend, aber aus Treue zu seinen bedrängten Leuten in Italien, zog er

zum letztenmal mit 12 000 Knechten, die er durch Verpfändung seiner tirolischen und schwäbischen Güter – Habsburg hatte kein Geld – in Südtirol ausgemustert hatte, in die Lombardei, um sich dem neuen Feind – Frankreich, Papst, Mailand, Florenz und Venedig, die sich zu einer Heiligen Liga und antihabsburgischen Koalition zusammengeschlossen hatten – zu stellen. Als Führer waren sein Sohn Melchior, der Schwager Graf Lodron, Scherlin, Konrad von Bemelberg (der berühmte Landsknechtobrist aus Hessen) dabei. Also die Elite der Deutschen. In Oberitalien fand er nur beim Markgrafen Gonzaga und dem Herzog von Ferrara Unterstützung.

Die Vereinigung mit 20 000 aus Mailand herbeigeeilten kaiserlichen Truppen (Spanier und Italiener), die Karl von Bourbon aus Haß gegen Franz I. führte, ermutigte die Deutschen, den Anstifter des Krieges, den Papst selbst, in seiner Residenz zu schlagen. Zu seinem Chronisten Reißner hat Frundsberg selbst gesagt: „Er halte dafür, es wäre vor Gott und der Welt läblich, daß der Anstifter des Krieges, des Kaisers höchster Feind, gestraft und gehenkt würde, und soll er es mit seiner eigenen Hand tun.“ Das 30 000 Mann starke Heer zog die Via Aemilia südwärts trotz des harten Winters. Vor dem päpstlichen Kastell San Giovanni bei Bologna meuterten die Deutschen, Spanier und Franzosen, weil sie gehört hatten, der Papst wolle sie mit 60 000 Dukaten besolden und in eigenen Dienst nehmen. Die Anstrengung, die es dem Alten kostete, die Wut der Soldaten zu dämmen, hatte einen Schlaganfall des sehr belebten Mannes zur Folge. Gelähmt trug man ihn aus dem Lager. Beruhigung trat erst ein, als Konrad von Bemelberg den Marsch auf Rom und die Plünderung der Stadt zusagte. An dem viel gescholtenen Sacco di Roma haben sich Scherlin und andere zuletzt nicht ungern bereichert; die Disziplin herzustellen, gelang keinem.

Bis 11. Mai 1528 pflegte den Kranken der Herzog von Ferrara in freundlichster Weise, obwohl er sich selbst inzwischen der Liga angeschlossen hatte. Viele deutsche Fürsten besuchten ihn, der Sohn schickte Geld aus Mailand. Dann ließ er über Mantua sich ins Lager seines Freundes, des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Lüneburg tragen. Das Kriegsglück wandte sich von den deutschen Truppen, Erfolge kamen nicht mehr zustande. Am 20. August ist Georg von Frundsberg in Mindelheim gestorben (Familiengruft in der Mindelheimer Pfarrkirche). Ein Soldatenvater auf allen Schlachtfeldern der Epoche, kein großer Feldherr, treu und ehrlich gegen die Seinen, ohne Rache gegen den Undank der Großen, besonders der Habsburger. Im ritterlichen Handeln und als reckenhafte Gestalt fast noch wie einer aus der Zeit der staufisch-schwäbischen Dienstmannen, die Ruhm, Opfer und Leben auf den italienischen Kampfständen gelassen haben.

In der Lebensgeschichte des Frundsberg ist uns jene Gestalt begegnet, die eine Hauptrolle beim Allgäuer

Baueraufstand gespielt hat. Jörg Schmid von Leubas, genannt der Knopf, hat eine die Motive und Ursprünge der Empörungen in der Fürstabtei Kempten sehr instruktiv beleuchtende Darstellung erfahren (A. Miller, Bd. 4). Für die Geschichte der Empörungen im Südwestraum mit dem Höhepunkt 1525 ist es so gut wie unerschütterlich, daß im Allgäu die Bauern um die ihnen von den Territorialherrn vorenthaltenen alten guten Rechte der freien Bauernsache kämpften. Im Allgäuer Raum war die Gebietszersplitterung besonders stark und die Eidgenossen mit ihrem geglückten Freiheitskampf gegen die feudalen Gewalten waren besonders nahe. Zudem saßen überall im Bereich der Stiftsabtei noch von Staufer-Zeiten her freie Bauern, die unabhängig auf ihren Höfen waren, das Jagdrecht ausübten und sich zu Bünden zusammengeschlossen hatten. Zu ihnen kamen die Zinser und Leibeigenen, für deren Einziehung von Gütten das herrschaftliche Kameralamt ungebührlich viel aufwenden mußte.

Jedes Gebiet hatte die Ansprüche von mehreren Grundherrschaften zu befriedigen, die sich dutzendweise um Abgaben stritten. Der Bauer galt den Herren nicht viel mehr als ein Stück Boden. Er gehörte zum Grund. Im Allgäu besonders, wo die Artikel der Bauern ausgearbeitet wurden, mußte die reformatorische Verkündigung vom „Göttlichen Recht“ (gegen das „Fürstenrecht“) als eine Aufforderung zur Wiederherstellung der alten Bauernfreiheiten verstanden werden. Die Bauern ließen sich das „Eigenmachen“ für den Grundherrn einfach nicht mehr gefallen.

Seit 1480 aber hatten die Fürstäbe von Kempten ihre geistliche Autorität dazu gebraucht, aus Freien Zinser und aus Zinsern Leibeigene zu machen. Wer sich sperrte, bekam Gefängnis oder wurde enteignet. 1491 flammt es, in einem Jahr der Hungersnot, zum erstenmal auf. Das stiftskemptische Volk strömte zusammen und forderte, der alten fortgesetzten Beschwerden überdrüssig, sein altes Recht.

Ritter Hans – ein Onkel des Georg von Frundsberg, zwang die Bauern damals zur Räson. Die Ratlosen schickten darauf Heinrich Schmid, den Vater des Knopf, zum Kaiser, der ihnen einen Rat geben sollte. Schmid kam rätselhaft um, die Bauern glaubten, er sei von den Rittern umgebracht. Als die Äbte die Unruhe bemerkten, erneuerten sie ihre festen Plätze und Burgen und bargen dort Waffen. Strenger noch suchten sie ihr neues Untertanenrecht durchzusetzen.

Der junge Knopf verlor Hab und Gut durch das neue Erbrecht: Eigenleuten des Klosters wurde im Todesfall die Hälfte der Hinterlassenschaft eingezogen. Über die Gesinnung der Bauern konnte sich Rudolf von Raitnau (1507–1523) orientieren: bei seinem Umritt verweigerten ihm 17 Pfarreien die Huldigung. Nun sollte die Landschaft eingreifen und die Huldigung erzwingen. Aber in zwölf Verhandlungen ist nichts erreicht worden, als daß die Bauern die Kosten von 4000 Gulden zu tragen hatten.

Erschütternd die Selbsthilfe der Bauern: Sie übergaben dem Fürstabt ein Buch mit Namen von 1200 Zinsern, die binnen kurzem „eigen“ gemacht worden sind. Heiratete z. B. ein Gotteshausmann eine Freie, so verfiel das Gut der Frau der Leibeigenschaft, d. h. die Kinder erbten nichts als den Bettelstab. Als zweiten Akt der Selbsthilfe beriefen die Bauern die Landschaft von sich aus ein mit dem Ergebnis, daß außer haufenweise herbeiströmenden Bauern niemand sonst erschien. Man beschloß, beim Schwäbischen Bund eine förmliche Prozeßklage anzustreben und schickte unter Knopfs Anführung eine Delegation nach Ulm und Tübingen, die den Rechtsberatern des Bundes die Treue und Ergebenheit der Bauern gegen die Rechte der Klöster versichern, aber zugleich auch den Anspruch auf ihre Rechte vortragen sollten.

Der Bund nahm die Klage an und versprach Erhebungen anzustellen. Aber schon war es zu spät. Aus der Rechtsnot wurde eine Menschennot. Im Verein mit den Reformatorien der oberdeutschen Städte (besonders Schapeters in Memmingen), lernte man das „göttliche Recht“, das heilige Evangelium kennen. Sehr viele Landgeistliche des Allgäus schürten die Empörung und beriefen sich auf den Spruch Gottes, während Knopf noch in Tübingen verhandelte. Er wurde zurückberufen weil „man keines Rechtens mehr bedürfe.“ Die stiftskemptischen Untertanen vereinigten sich mit denen des Augsburger Bistums in Oberdorf zum Allgäuer Bund nach Art einer eidgenössischen Landgemeinde.

Je stärker der Bund wurde, um so reiner trat auch die Berufung auf das christliche Recht bei den Versammlungen in Erscheinung und das Selbstbewußtsein, daß hier ein unterdrückter Stand um eine Besserung seiner Lage zu kämpfen entschlossen war. Man unterrichtete den Schwäbischen Bund, Erzherzog Ferdinand als des Kaisers Statthalter und den Herzog von Bayern, über Wollen und Forderung. Vom 6. März 1525 an teilte man sich in Haufen (Baltringer, Allgäuer, Seehaufen) und erließ in Memmingen eine Bundes- und Landesordnung, deren stärkster Ausdruck die bekannten Zwölf Artikel gewesen sind. Am 31. März hatte die Gegenseite – der bayerische Kanzler Leonhard von Eck war die treibende Kraft – die Entscheidung getroffen: das „vom Teufel entfachte Schadenfeuer“ mit Blut und Eisen auszulöschen.

Der Hauptmann der Bundesstruppen, Georg Truchseß von Waldburg, übernahm Rüstung und Führung der Ritter. Weder Jörg Knopf noch Bach von Oy u. a. verstanden etwas vom Kriegshandwerk und handelten strategisch völlig unsinnig und verkehrt: sie belagerten und stürmten mit ihrer Übermacht die Burgen des Fürstabts (Liebenthann und die Wolkenburg fielen, der Fürstabt wurde nach Kempten zurückgeschickt), besetzten das Kloster, zerstörten die Orgeln, Bilder und gottesdienstlichen Geräte. Inzwischen hatte der Truchseß den Baltringer Haufen bei Leipheim in die Sümpfe gejagt, tausend lagen erschlagen, viertausend gerieten in Ge-

fangenschaft, die Seebauern plünderten Kloster Weissenau, ergaben sich aber bei Weingarten, während die Allgäuer bei Leubas, erschreckt durch das Auftreten des von Füssen herbeieilenden Georg von Frundsberg und das Anrücken des Truchseß von Memmingen her (6000 Landsknechte und 1500 Reiter), sich verschanzten, aber dann am 15. und 16. Juli – vielleicht bestochen durch Frundsberg – auseinanderliefen. Knopf blieb allein mit 9000 Bauern zurück, die er auf den Kohlenberg über Sulzberg führte (ohne Geschütze). Der Truchseß, der anfangs die Zahl der Zurückgebliebenen nicht kannte, zündete ein halbes Dutzend Dörfer mit 200 Bauerngehöften in der Umgebung an und schlug sein Lager auf dem Feld von Durach auf. Daraufhin ergaben sich Knopfs Bauern auf Gnade und Ungnade. 18 Rädelshäuser wurden enthauptet, die übrigen sprach Frundsberg frei. Der geflohene Knopf wurde bei Rankweil gefangen, im Bludenzer Gefängnis so lange gefoltert, bis er Abbitte tat und dann mit 17 Schwerstbelasteten dem Scharfrichter übergeben, obwohl ihn Erzherzog Ferdinand gerne begnadigt hätte. Zwischen Bregenz und Lochau, „in Probstrieder Pfarr“, knüpfte man ihn und den Conz Wirt an einer Eiche auf, „gerichtet nicht nach dem alten, noch nach dem göttlichen Recht, sondern nach jenem Recht, das nach Erneuerung schrie“ (M. Miller).

Wir sehen: die Allgäuer Vorgänge ähneln denen der württembergischen Haufen. Freilich, eine Bluttat zu Weinsberg gibt es im Süden nicht, dagegen das gleiche

Rasen gegen die Klöster und Burgen, aber in unterschiedlichen Vorgängen: die nordschwäbischen aus Hall und Gaildorf kommenden Haufen ließen ihre Peiniger Spießruten laufen oder verbrannten Burgen und Klöster in Mittelschwaben (Staufen und Adelberg). Ihr Aufmarschgebiet war das mittlere Neckarland und das Bottwartal. Unterstützt von den reichen Landstädten dieses Gebiets und auch von Geistlichen und gewitzigt durch die Erfahrungen mit der katholischen, österreichisch gesinnten Ehrbarkeit und den Rittern (der Arme Konrad 1514) lehnten sie wie die Allgäuer jede Vermittlung der Landstände und der Regierung ab, beriefen sich auf das Evangelium und die neue christliche Ordnung, kraft dieser der Bauer, d. h. die Mehrzahl seine Mitbestimmungsrechte und den Bauernlandtag verlangte und seinen Anteil an Nutzungsrechten von Wald, Wiese und Wein (dagegen keine Lösung von der Erbuntertänigkeit). Ihre Führer, wie Matern Feuerbacher und Hans Wunder, gehörten selbst zum Patriziat reicher Weinorte; sie waren fähig, Disziplin zu halten beim Eindringen in die Residenz oder in Landstädte. Die großen Festungen haben sie nicht brechen können. Eine Verbindung mit dem vom Raum Rottweil-Balingen her eindringenden geächteten Landesfürsten ist nicht gelungen. Bei Böblingen sind sie von den Reitern, Knechten und den Kartäutern des Bauernjörg wie ihre Brüder genau so vernichtend geschlagen, gehängt und zerstreut worden.

Klarstellungen zum Bodenseeproblem

Der Rheinschiffahrtsverband verbreitete mit eigenen Zusätzen Auszüge eines Schreibens des von der Landesregierung mit der Prüfung der Hochrhein-Frage beauftragten Innenministeriums, welches die Befürchtungen des Schwäbischen Heimatbundes für den Bodensee auf Grund der Hochrhein-Kanalisierungspläne nicht teilt. Das Innenministerium hat in hoherfreulicher Weise sein Interesse an den Bestrebungen zur unberührten Erhaltung des Bodensees betont und hat dem gegenüber zu verstehen gegeben, daß der voraussichtlich erwartete Schiffsverkehr im Bodensee lange nicht das von uns befürchtete Ausmaß erreichen, sondern sich auf wenige Schiffe im Tage beschränken werde. Ebenso hat namens des Rheinschiffahrtsverbandes Herr Direktor Paulssen die Gefährdung des Sees als geringfügig bezeichnet. Wir sind weit entfernt, in Zweifel zu ziehen, auf welchen Rahmen die Regierung die künftigen Ausbau- und Schiffahrtsprojekte zu beschränken hofft; wir erkennen aus der Zusammenarbeit auf anderen Gebieten, insbe-

sondere der Landesplanung, die ernsten sachlichen Bemühungen der amtlichen Stellen rückhaltlos an. Wir beschränken uns heute auf die ganz kurze Feststellung, daß es die rücksichtslose Machtausweitung der Verbände und der dahinter stehenden Industriegruppen ist, die uns überall Sorge bereitet und uns in der Hochrhein-Bodensee-Frage auf den Plan gerufen hat. Wer in unserer Zeitschrift (1957 Heft 6, Seite 217) nachblättert, wird finden, daß alle Sätze, auf die wir unsere Bedenken stützen, dem Programm-Werk des Rheinschiffahrtsverbandes entnommen sind. Der Rheinschiffahrtsverband hat seine Gegenäußerung darauf abgestellt, daß wir das Problem „Kultur gegen Technik“ aufgeworfen hätten; dies ist durchaus nicht richtig. Wir haben an Beispielen die Technik als lebenswichtigen Faktor unserer Zeit voll bejaht und uns vielmehr nur gegen ihre Vergötzung als „Schöpfungswerk“ und gegen die Monopolstellung wirtschaftlicher Interessen auf Kosten überkommener Heimatwerte gewandt. Unver-

ständlich bleibt uns, wie man heute Pläne bagatellisieren will, die man gestern aller Welt verkündet hat und übermorgen mit absoluter Gewißheit auch wieder weiterverfolgen wird. Man lese die Sondernummer von „Christ und Welt“ 27. März 1958 vom Schifffahrtsnetz von Lüttich bis Venedig, Turin und Prag – wo hört das überhaupt noch auf?

Wir haben das Vertrauen, daß das zuständige Ministerium weiterhin alle sachverständigen Stellen zu den verschiedenartigen von diesem Projekt berührten Fragen hören und den berechtigten Besorgnissen, die durchaus nicht einschlafen wollen und dürfen, eine sorgsame Beachtung schenken wird.

Zur Frage der Rentabilität bei einem geringen Schiffsverkehr werden die Verkehrsfaehleute sprechen müssen. Sie sollte den Steuerzahler stärker interessieren, als es bisher der Fall war.

Zu dem lebenswichtigen Problem der Verschmutzung des Wassers mit all seinen Folgen beziehen wir uns auf den eindringlichen Aufruf, den die beteiligten Wasserwirtschafts-Verbände mit begründeten biologischen Einzelausführungen schon im Vorjahr ergehen ließen, noch ehe wir mit unseren Besorgnissen auf den Plan traten. Es wird unseres Erachtens unmöglich sein, an der weiteren Prüfung solch dringender Einwendungen vorbeizugehen.

W. K.

Aufruf der Wasserwirtschaftsverbände

Die Wasserwirtschaftsverbände am Bodensee haben folgenden internationalen Aufruf zur Reinhaltung des Bodensees veröffentlicht, den wir mit geringen Kürzungen wiedergeben.

Mit einem Fassungsvermögen von beinahe 50 Milliarden cbm, einer Oberfläche von 540 qkm und einer größten Tiefe von 251 m ist der Bodensee nach dem Genfer See der zweitgrößte See Europas mit einem weltweiten Ruf als Reise- und Erholungsziel. Sein Reichtum an Edelfischen nährt ein alt-bodenständiges Gewerbe und für beinahe sämtliche an Gewerbe und Industrie reichen Städte und Dörfer an seinen Ufern liefert der See einen Teil des in immer größeren Mengen benötigten Trink- und Brauchwassers.

Aber wie so vielen anderen Seen droht auch dem Bodensee die Gefahr, ein Opfer der modernen Zivilisation und Technik zu werden. Seit Jahrhunderten muß er die ihm aus den umliegenden Städten und Dörfern, aus gewerblichen und industriellen Betrieben zugeführten Schmutzstoffe aufnehmen und verarbeiten. Darüber hinaus bringen seine Zuflüsse die Abwässer ihrer Einzugsgebiete in den See. Immer größer wird – insbesondere seit der Einführung der Schwemmkanalisation – die Abwasserbelastung, die dem Bodensee zugemutet wird.

Jedes Gewässer besitzt ein gewisses Selbstreinigungsvermögen dank der abbauenden Tätigkeit von Bakterien, Pilzen und Kleintieren, die in ihm leben und die die

fäulnisfähigen Schmutzstoffe abbauen, mineralisieren und die Urstoffe dem Kreislauf des Lebens im Wasser zurückgeben.

Solange der für diese Abbauprozesse notwendige Sauerstoff in genügender Menge vorhanden ist, laufen sie normal, das heißt auf aerobem Wege ab. Ist dieses lebenswichtige Gas aber aufgebraucht, so schlagen die Abbauvorgänge in Fäulnis um, wobei neben anderen Endprodukten (Ammoniak, Sumpfgas usw.) der für die meisten Organismen giftige Schwefelwasserstoff entsteht.

Nun hat die Einleitung von Abwässern in den See und seine Zuflüsse eine unbeabsichtigte „Düngung“ zur Folge, das heißt die in großen Mengen eingeführten Pflanzennährstoffe, insbesondere Phosphate, Nitrate usw., bewirken nicht nur eine tiefgreifende Veränderung im Organisationsbestand, sondern auch eine üppigere Entfaltung mancher Arten von Kleinpflanzen (Burgunderblutalge, Kieselalgen usw.). Stirbt nun in der kalten Jahreszeit diese stark vermehrte Vegetation ab, so genügen vielfach die Mengen des im Wasser gelösten Sauerstoffs nicht zum normalen Abbau. Am Seegrunde setzt sich eine stets umfangreicher werdende Schicht von Faulschlamm ab, und das sauerstofflose Wasser löst Eisen, Mangan usw., wodurch es für die Verwendung als Trink- und Industriewasser unbrauchbar wird.

Zahlreiche Beispiele mittelgroßer und kleinerer Alpenrandseen haben gezeigt, wie durch die stets zunehmende Abwasserbelastung das chemisch-biologische Gleichgewicht in ihnen in katastrophaler Weise gestört wurde mit allen nachteiligen Folgen.

Noch liegen am Bodensee (Obersee) Verhältnisse vor, wie sie einen weitgehend „gesunden“ See charakterisieren. Aber von den Ufern her droht eine ernsthafte Gefahr. Man betrachte nur die häßlichen Bilder, die sich dem Besucher in Seebuchten, in Schiffshäfen und im Mündungsgebiet der Zuflüsse darbieten, nicht zu sprechen von den Kehrichtablagerungen, die rund um den See das Landschaftsbild verunstalten und eine dauernde Quelle der Wasserverunreinigung darstellen. Im Untersee gar, insbesondere im Gebiet des Zeller- und Gnadensees, liegen bereits die charakteristischen Symptome eines „kranken“ Sees vor. Aber auch im Obersee mehren sich die Zeichen einer fortschreitenden Verschlechterung, die nicht übersehen werden dürfen.

Kein Wunder, daß in neuerer Zeit ein See-Wasserwerk nach dem anderen zur künstlichen Aufbereitung, das heißt zur Filtrierung oder Desinfektion des gepumpten Wassers schreiten muß, während früher das Wasser ohne jegliche Vorbehandlung im Leitungsnetz an die Abnehmer verteilt werden konnte.

Auch in den fischereilichen Verhältnissen des Bodensees und des Untersees macht sich die ständige Verschlechterung deutlich bemerkbar. Während beispielsweise der Jahresertrag an Blaufelchen, die im tiefen Wasser des Bodensees leben, bei einem Vergleich der Jahre 1934

bis 1938 und 1949 bis 1952 erheblich gestiegen ist, sind die Uferfänge der sogenannten Silberfelchen, die nicht im tiefen Wasser, sondern in der Uferregion leben, bei einem Vergleich der Jahre 1920 bis 1929 und 1947 bis 1952 um mindestens 50% zurückgegangen.

Diese Veränderungen in den Fischertrügnissen lehren uns, daß der Bodensee in der offenen Weite seines Wassers noch biologisch gesund ist; denn sonst würde eine Ertragssteigerung an Blaufelchen nicht möglich sein. Die Verhältnisse in der Uferregion des Sees aber, insbesondere bis zu einer Wassertiefe von rund 20 m, verschlechtern sich in zunehmendem Maße, was an dem ständig sinkenden Ertrag an Felchenarten der Uferregion zu erkennen ist. Gleichzeitig verschiebt sich das biologische Gleichgewicht unter den Fischarten des Ufers, in dem die Brachsen und Barsche zunehmen. Während die Eier der Felchenarten der Uferregion früher locker auf dem Seeboden ruhten, sinken sie jetzt in den Schlamm ein und sterben ab. Der frühere große Anteil der Silberfelchen unter den Fischen hielt die Brachsen und Barsche kurz, weil deren Brut von den Silberfelchen gefressen wurde. Der jetzige, durch die steigenden Abwasser-Einleitungen bedingte Zustand führt zu einem Überhandnehmen der Barsche und Brachsen, die ihrerseits die jungen Silberfelchen auffressen.

Der Schutz des Bodensees vor weiterer Verderbnis kann nur gewährleistet werden durch die kunstgerechte Reinigung der ihm und seinen Zuflüssen zugeführten Abwässer in Klär- und Reinigungsanlagen, wie sie in vielen anderen Gebieten Europas seit Jahrzehnten mit gutem Erfolg zur Reinhaltung der öffentlichen Gewässer verwendet werden. In diesen Anlagen wird die selbstreinigende Kraft des Wassers (das heißt die abbauende Tätigkeit von Kleinorganismen) zweckmäßig ausgenützt und künstlich intensiviert, so daß sich der Reinigungsprozeß auf verhältnismäßig kleinem Raum und in verhältnismäßig kurzer Zeit abspielt. Verschiedene Systeme solcher Reinigungsanlagen sind je nach den besonderen Verhältnissen des Einzelfalles möglich. In den Kläranlagen wird das Abwasser in einem solchen Maße von seinen Schmutzstoffen befreit, daß es ohne Bedenken dem Vorfluter zugeführt werden kann. Dabei werden wertvolle Stoffe gewonnen, zum Beispiel Methangas, das als Treibstoff oder zur Wärmegewinnung dient, oder Klärschlamm, der in der landwirtschaftlichen Düngung ausgenützt werden kann. Alle diese Stoffe gehen der Volkswirtschaft verloren, wenn die Abwässer ungeklärt in die Flüsse oder Seen eingeleitet werden.

Im Gebiet des Bodensees ist die Aufgabe der Abwasserreinigung sehr spät in Angriff genommen worden. Das mutige Beispiel, mit dem die Stadt St. Gallen voranging, als sie im Jahre 1916 eine mechanisch-biologische Reinigungsanlage in Betrieb nahm, fand leider bis in die neueste Zeit hinein – mit Ausnahme von Singen – wenig Nachahmung. Am Bodensee selbst ist es einzige die Stadt Lindau, die zur Zeit eine modernen Anforderungen ge-

nügende, vorläufig mechanische Zentral-Kläranlage baut. Die Haus- und Gruppen-Kläranlagen, die vielerorts vorhanden sind, dienen ihrer Aufgabe in nur sehr ungünstiger Weise, nicht zuletzt weil ihre Wartung vielerorts viel zu wünschen übrig läßt.

Ein Schutz des Bodensees vor Verderbnis läßt sich aber nur gewährleisten durch die zweckmäßige Reinigung sämtlicher dem See und seinen Zuflüssen zugeführten Abwasser.

Entsprechend der geringeren Siedlungsdichte bringen die Zuflüsse aus dem Alpengebiet ein verhältnismäßig wenig belastetes Wasser; um so größer ist der Schmutzstoffgehalt der Flüsse des Alpenvorlandes, in dem sich in den stets anwachsenden Städten und Dörfern, insbesondere in neuerer Zeit, eine blühende Industrie entfaltet hat. Demgemäß verteilt sich die Verantwortung für die Verunreinigung des Bodensees je nach dem Einzugsgebiet und der Abwasserlast ihrer Fließgewässer ungleich auf die drei Anliegerstaaten.

Von der insgesamt 263 km langen Uferstrecke des Sees entfallen auf Deutschland 168 km. In seinem 3300 qkm großen Einzugsgebiet wohnen ca. 460 000 Menschen.

Österreich hat mit der Stadt Bregenz mit dem Ausbau der Gesamtkanalisation und mit der Umgestaltung der bereits vorhandenen Kläranlage begonnen und auch in einzelnen, außerhalb der Ortssiedlungen gelegenen Fabrikbetrieben stehen Kläranlagen im Bau.

In der Schweiz sind starke Kräfte am Werk, um den Gewässerschutz im ganzen Land auf breiter Basis in Angriff zu nehmen. In der Volksabstimmung vom 6. Dezember 1953 wurde vom Schweizer Volk in sämtlichen Kantonen ein Verfassungsartikel angenommen, durch den die Aufgabe des Gewässerschutzes in der Bundesverfassung verankert wird. Zur Zeit steht ein eidgenössisches Gewässerschutzgesetz in Vorbereitung. Die Frage, in welcher Weise in der Schweiz die Kosten für die Abwasserreinigungsanlagen am Bodensee aufgebracht werden sollen, wird Gegenstand der bevorstehenden parlamentarischen Verhandlungen über das eidgenössische Gewässerschutzgesetz sein.

Was Deutschland und Österreich anbetrifft, so werden weder die beteiligten Länder noch die Industrie am Bodensee von sich aus in der Lage sein, das Abwasserproblem finanziell allein zu lösen. Von den Ländern konnten bisher höchstens 25% der Bausumme in Form von Zuschüssen in Aussicht gestellt werden, der Rest muß vom Bauträger als Eigenmittel oder Darlehen aufgebracht werden.

So ist ein sehr großer Aufwand an Arbeit und Geldmitteln erforderlich, um die Abwasserverhältnisse am Bodensee zu verbessern. Nach einer Schätzung des Innenministeriums von Baden-Württemberg ist für den Bau von Sammelkanälen und mechanischen Kläranlagen für 17 Städte und Dörfer eine Summe von rund 53 Millionen DM erforderlich. Auf die Dauer aber müssen diese Werke erweitert werden durch biologische

Reinigungsanlagen, deren Erstellung wiederum bedeutende Mittel erfordert. Drei große Industriebetriebe benötigen weitere 6 Millionen DM.

In Bayern werden für den Bau von Sammelkanälen und Kläranlagen in 7 Gemeinden rund 18 Millionen DM benötigt.

Der Bodensee wird in Zukunft als eine der wichtigsten noch verbliebenen großen Trinkwasser-Reserven für die an ihn angrenzenden Länder von großer wirtschaftlicher Bedeutung sein. Noch ist es möglich, die notwendigen Maßnahmen zu einer Reinhaltung des Bodensees mit wirtschaftlich tragbaren Mitteln durchzuführen. Jedes

Jahr, das weiter ungenutzt verstreicht, und in dem die Abwässer ungereinigt in den Bodensee fließen, erschwert und verteuert die zukünftig ohnehin notwendig werdenen Reinigungsmaßnahmen. Der internationale Aufruf zur Reinhaltung des Bodensees bezweckt, das Interesse und Verständnis von Behörden und Bevölkerung um den Bodensee zu wecken für die Maßnahmen, die unerlässlich sind, um das Bodenseegebiet als bevorzugtes Reise- und Ferienland und als Hort der Volksgesundheit zu erhalten, die altberühmte Bodenseefischerei zu schützen, in allererster Linie aber das internationale Gewässer als Großspeicher für die Versorgung mit Trink- und Brauchwasser zu sichern.

Von der Schönheit unserer Landeshauptstadt

„Furchtbare kann geschehen . . .“

(O. Wilde)

Seit Wochen wird der Schwäbische Heimatbund bedrängt, öffentlich zu Plänen und Projekten in unserer Landeshauptstadt Stellung zu nehmen, die immer konzentrierter mit der einheitlichen Tendenz totaler Umgestaltung ans Licht treten. Unsere Zurückhaltung war durch den Wunsch nach gutem Einvernehmen und möglichst allseitigem Gedanken-Austausch bestimmt. Wir haben daher beim Bürgerbegehrten „Rettet den Schloßplatz“ als „gute Verlierer“ dazu geschwungen, daß mit der formal begründeten Zurückweisung ein solches Problem im Grunde nicht gelöst ist; wir haben von Herzen begrüßt, daß wir wegen der Gefährdung des Hoppenlau-Friedhofs in sachlicher Erörterung beim Herrn Oberbürgermeister ein offenes Ohr fanden, und wir werden zu andern Punkten das Motto befolgen: „man sollte darüber sprechen!“ – wie z. B. heute durch unser Ehrenmitglied Dr. h. c. Feucht zur Zukunft des Rosensteinkparks.

Aber mit größter Sorge sehen wir, wie die Erhaltung überliefelter Werte immer wieder neben der Schaffung neuer Ordnungen zurücktreten soll, und zwar in bedrohlichster Form an einer Stätte, deren Bewahrung wir unter den Einbußen der bitteren Jahre besonders dankbar empfunden haben: es ist der Bereich um den Oberen Anlagensee, auf den zugleich die Schloßgartenfront des Neuen Schlosses wie das Große Haus des Staatstheaters durch ihre Erbauer ausgerichtet ist, der aber nach preisgekrönten Entwürfen den Plänen für die Bundesgartenschau weichen bzw. durch und durch (buchstäblich: mit den tief in den Grund reichenden Kosten!) umgeschaffen werden soll. Wozu und mit welchem Recht?

Wir wollen hier nicht die öffentliche Diskussion um ein Anliegen vorwegnehmen, das nicht uns als Heimatverein allein, sondern alle Schwaben angehen sollte. Wir stellen heute nur die Frage: wie weit geht das Recht der gegenwärtigen Schaffensrichtung, die binnen fünfzehn Jahren ebenso als höchst überholt gelten kann, das Überlieferte zur Seite zu werfen? Ist der Platz für moderne Versuche nicht anderswo zu suchen, als da, wo Altbewährtes und Schönes umgeschaffen werden müßte? Und setzt die Achtung vor dem Können, auf

die die heutigen Planer Anspruch erheben und dessen Bewährung sie fordern, nicht zunächst die Ehrfurcht vor dem voraus, was andere Meister einst zur Freude von Generationen entworfen und durchgeführt haben?

Der Blick auf andere Städte, die im übrigen durchaus nicht als rückständiger gelten dürfen, zeigt eine so andere Einstellung, daß es an der Zeit ist, sich darüber auszusprechen. In der Schweiz würde der Bürger eine Abstimmung fordern und seine Meinung sagen . . . ist es denkbar, daß man anderswo die Pläne nicht einmal ansieht? Dann allerdings soll man hinterher über keine vollendeten Tatsachen jammern!

W. K.

Sorgenkind Rosensteinpark

Um was geht es heute beim Rosensteinpark?

Erinnern wir uns: Als der Park nach 1920 jedermann zugänglich wurde, da war es für den alten Stuttgarter – und nicht nur für diesen – ein großes Erlebnis, aus der Enge des Tales herauskommend die ungeahnte grüne Weite zu schauen, die dort vom Schloß zum Löwentor sich erstreckte, dieses Zusammenspiel von Wiesen, Gehölzen und Einzelbäumen, dem nur das Wasser fehlte, um ganz vollkommen zu sein. Es war uns selbstverständlich, uns gegen jede Zerstörung oder Aufsplittung dieses Denkmals englischer Gartenkunst zu wenden, die erstmal 1926 durch den Plan eines Tiergartens im Herzen des Parkes drohte und dann immer wieder neu zu den verschiedensten Zwecken. Von Anfang an hat sich unser Bund an die Seite des Landesamts für Denkmalpflege gestellt. Kann es heute, da wiederum die Tiergartenfrage aufgerollt wird, anders sein?

Wer sich darüber klar werden will, der wird gut tun, zuerst den Rosensteinpark sich anzusehen, wie er sich heute zeigt! Treten wir am Löwentor ein: nach rechts bis in die Gegend der völlig zerstörten Meierei ist der Gehölzrand gegen die Nordbahnhofstraße noch leidlich erhalten, aber vom letzteren aus ist der Park zu Kleingärten aufgeteilt, die sich nichts weniger als harmonisch ins Bild einfügen, und die Bäume, die den Bahndamm verdeckten, sind nicht mehr da. Links aber, entlang der Pragstraße ist der Parkrand zu deren Erbreiterung aufgerissen auf seiner ganzen Länge! Es folgen die

Spuren der Baracken, Notunterkünfte und dergleichen, die im Kriege hier eingedrungen waren, deren letzte Reste demnächst verschwinden werden. Dann aber beginnen auch hier die Kleingärten, die ganze Strecke lang bis dicht an das „Belvedere“ über der Wilhelma, das mitsamt seinem Nadelholzgürtel zerstört ist. Dieser ganze Nordteil ist für den Park, für die Allgemeinheit, zur Zeit völlig verloren! Will man den Park auch nur einigermaßen wiederherstellen, so muß, was in der Notzeit sich hier festgesetzt hat, sobald als möglich wieder den Platz räumen, mag die Kündigung auch auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen! So verständlich es ist, daß Menschen, die in schwerster Zeit sich hier aus eigener Kraft eine Grundlage der Erholung, der Freude, der Ernährung geschaffen haben, sich gegen die Räumung sträuben, so selbstverständlich müßte es doch sein, den Park wieder der Allgemeinheit zurückzugeben und nicht den wenigen Begünstigten zu überlassen, die durch die Verhältnisse bevorzugt worden sind, zumal es ja großenteils gar nicht mehr die nämlichen sind, deren Arbeit den Park zum Grabeland gemacht hat!

Vom genannten „Belvedere“ aus überschaute man einst die Bauten und Gärten der Wilhelma. Der Ausblick ist auch heute frei, allein er ist trostlos: im Vordergrund die Ruinen des „Maurischen Hauses“, dahinter die des Festsaals jenseits des Magnoliengartens, der zum Glück nur wenig geschädigt ist. Der Vordergrund soll neu erstehen und die Aquarien und Terrarien aufnehmen, aber noch ist damit nicht begonnen. Von dem regen Leben, das zwischen den Gewächshäusern und der Pragstraße eingezogen ist, seit dort zu den Blumen sich die Tiere gesellt haben, ist von oben kaum etwas zu ahnen. Hierüber darf ich auf die „Schwäbische Heimat“ 1956 (Heft 5) verweisen. Dort habe ich mit dem Hinweis geendet, daß wir der Zukunft der Wilhelma mit Vertrauen entgegensehen könnten. Aber heute, schon nach wenigen Jahren, sieht sich das anders an: der Besuch hat so über Erwarten zugenommen, der Tierbestand hat sich so stark vermehrt, daß heute überall Platzmangel für Tiere und Menschen zu spüren ist.

Wie soll das in naher Zukunft werden? Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder den Tierbestand sehr stark einzuschränken, so daß die Tiere sich wieder besser regen können, oder aber, den Zoo zu erweitern. Für diese Lösung kann aber nur der unmittelbar anstoßende Teil des Rosensteinparks entlang der Pragstraße in Frage kommen, also gerade der, in dem die Hauptmenge der Kleingärten sitzt. So lautet die Frage heute nicht mehr, wie vor 30 Jahren „Tiergarten oder öffentlicher Park?“ – sei lautet heute „Tiergarten oder Kleingärten“? Es ist wohl kein Zweifel, welchem die große Masse der Bevölkerung den Vorrang einräumen, wem sie lieber zuschauen wird, den vielerlei Tieren oder den Kleingärtnern? Die Wilhelmatiere sind eine Sache des ganzen Landes geworden. Freilich muß man sich darüber klar sein, daß auch in den bestangelegten Gehegen der Rasen zertrampelt wird, dessen Grün einst den ganzen Park zusammengehalten hat, und daß auch die bescheidensten Bauten eben doch irgendwie störend sichtbar sein müssen, von anderem ganz zu schweigen. Die Entscheidung, was vorzuziehen ist, fällt nicht leicht. Aber es kommt noch ein Gesichtspunkt hinzu: Vor 30 Jahren hatten wir die Hoffnung, der Park werde sich zum stark besuchten Erholungspark für Alle entwickeln, die gute Luft und Stille suchen. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt, der Park blieb immer nur schwach besucht, wer irgend kann, geht auf die Waldhöhen und nicht hierher zwischen Bahnbetrieb und Industrie, er meidet den vom Verkehrslärm durchbrausten Park, der

ganz und gar keine „Oase der Stille“ mehr ist. Dem Baumbestand und seiner Wirkung tut dies ja keinen Eintrag!

Auch am Südrand, längs der Ehmannstraße, sind viele Lücken im Randstreifen eingerissen. Dort geht es um die Erweiterung des Paketzustellamts der Bundespost, die an die Bahn gebunden ist. Schon vor sieben Jahren bat die Post, ihr zu diesem Zwecke das östliche Stück der Ehmannstraße zu überlassen und dazu einen Randstreifen des Parks für neue niedrige, aber langgestreckte Bauten. Bei einer Aussprache an Ort und Stelle, an der auch Professor Bonatz und Schwenkel sich mit den Vertretern von Staat und Stadt zusammenfanden, kam es zu weitgehender Verständigung. Der abzutretende Teil der Ehmannstraße sollte durch eine neue Führung auf Kosten des Parks ersetzt werden. Diese Führung dicht am Parkrand erschien für die künftige Verbindung zwischen Löwentor und Schwanenplatz sehr viel besser, als die zur Wahl gestellte Führung mitten durch das Herz des Parkes, die diesen in zwei Teile zerrissen hätte. Nachdem jetzt die Pragstraße erweitert wird, kann die Durchführung der neuen Ehmannstraße keineswegs mehr als dringlich angesehen werden, abgesehen von dem genannten Ersatzstück für die abzutretende Strecke. Die Post drängt jetzt auf Entscheidung über ihr Ansuchen, das immer dringender geworden ist, sie will ihren Bau auf insgesamt 350 m Länge verlängern, so daß er wie eine Mauer den Park abschließen wird gegen die Bahn. Wie die Ersatzstraße in das künftige Verkehrszentrum am Schwanenplatz einfließen wird, ist noch nicht bekannt, vermutlich wird der Rand des Parks auch hier beschnitten werden müssen. Es muß auch mit einem Eingriff in den Park durch die Neugestaltung des Schwanenplatzes selbst gerechnet werden, der zweifellos ein gutes Stück der Unteren Anlagen schlucken wird. Diese Unsicherheit ist der Grund, warum noch keine Pläne für den Zusatzbau des im Schloß untergebrachten Museums für Naturkunde festgelegt werden können, obwohl ein solcher überaus dringlich und vom Finanzminister zugesagt ist, um die Schätze der paläontologischen und der botanischen Abteilung des Museums endlich aus ihren sehr mangelhaften Kriegsunterkünften zu befreien und überhaupt zugänglich zu machen. Dieser Bau darf natürlich nicht so nahe beim Schloß erstehen, daß er dessen Bild beeinträchtigt, aber auch nicht so weitab, daß Verkehr und Betrieb erschwert werden.

Noch einen Blick in das Herz des Parkes zwischen den beiden Hauptwegen vom Schloß zum Löwentor! Hier sind allerlei schöne Bäume, auch solche seltener Arten, vernichtet worden, aber im ganzen lassen die Schäden sich durch Neupflanzung ausgleichen. Der alte Raum ist noch unverändert da, zu Ruheplätzen für Erholungssucher, für Mütter und Kinder vor allem, reichlich groß genug. Kann uns aber dieses „Herzstück“ das Gefühl großzügiger Weiträumigkeit und doch zugleich der Geborgenheit noch geben, das uns einst so stark beeindruckt hat? Bis die aufgerissenen Wände gegen Süden, wie gegen Norden, gegen den Verkehr hin, wieder einen wirksamen Abschluß bilden, können Jahrzehnte vergehen!

Daß der Antrag, den Rosensteinpark zum „geschützten Landschaftsteil“ zu erklären und in die Landschaftsschutzkarte des Stadtkreises einzutragen (was durchaus möglich wäre, obwohl er keine „freie Natur“ darstellt), zweimal seitens des Staats (Finanzministerium) sowohl, wie seitens der Stadt (Untere Naturschutzbehörde) keine Zustimmung gefunden hat, darf zum Abschluß nicht verschwiegen werden. Offenbar will man sich in keiner Weise für die Zukunft binden. Otto Feucht

Zur Wald- und Forstgeschichte

Max Zeyher, *Der Schönbuch*. Mit 1 Karte, 6 Tafeln. – Verlag des Schwäb. Albvereins, Stuttgart 1957. DM 10. – Ernst Kreuser, *Die württembergischen Wildbände und der Gadnersche Forstatlas*. In Heft 4, Jahrgang 1 der *Jahrbücher für Statistik und Landeskunde in Baden-Württemberg*. Statistisches Landesamt Baden-Württemberg, 1955, Stuttgart.

Wilhelm Koch, *Vom Urwald zum Forst*. Kosmos, Gesellschaft für Naturfreunde, Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart 1957.

Es ist zu begrüßen, daß der Schwäb. Albverein die erstmals 1938 erschienene, längst vergriffene Dissertation über den Schönbuch von Max Zeyher, Forstmeister in Weilheim, neu herausgebracht hat, zumal in einem Zeitpunkt, da dieser alte, noch weithin geschlossene Reichsforst zwischen Stuttgart und Tübingen zum „Naturpark“ erklärt werden soll. Ausgehend von den natürlichen und geographischen Gegebenheiten des Gebiets bringt Zeyher eine gründliche, auf Quellen aufgebaute Darstellung der Wald- und Forstgeschichte des Schönbuchs. Der Nachdruck liegt auf der Entwicklung der Rechts- und Eigentumsverhältnisse und dem Verlauf der Benutzung und Bewirtschaftung des Waldgebiets, von den etwa im 16. Jahrhundert sichtbar werdenden Anfängen bis zur Gegenwart. Hervorgehoben seien die Abschnitte über die komplizierten einstigen Nutzungsrechte, darunter die besonders wichtige Waldweide (noch vor 150 Jahren wurden allein in die herrschaftlichen Waldungen des Schönbuchs 6000 Stück Großvieh und 650 Pferde eingetrieben!), über die alten Wirtschaftsformen und die Verschiebung der Anteile der Holzarten in den letzten Jahrhunderten. Gerade beim Schönbuch kann auch die Jagd in einer Waldgeschichte nicht weggelassen werden, läßt sich doch zum Beispiel der frühere Stand des Rotwilds noch an den heutigen Waldbeständen ablesen. Der Verfasser bagatellisiert im übrigen nicht den Wildschaden, den das Rotwild im Wirtschaftswald anrichtet; er bejaht aber, unter der Voraussetzung geeigneter Schutzmaßnahmen, die Möglichkeit eines mäßigen Hochwildbestands, wie ihn auch der Naturschutz im Schönbuch erhalten wissen will. Das gegenüber der ersten Auflage wesentlich besser ausgestattete Buch spricht nicht nur den Forstmann, sondern jeden an, der dieses Waldgebiet, so wie es geworden ist, tiefer verstehen will. Vielleicht könnten in einer späteren Neuauflage des Buchs noch die schweren Schäden festgehalten werden, die der letzte Krieg und die Nachkriegszeit auch dem Walde und dem Wild des Schönbuchs geschlagen haben; diese Schäden wie ihre Behebung sind glücklicherweise heute schon wieder Geschichte, aber eben darum gehören sie als historische Zäsur in eine geschichtliche Darstellung, wie sie Zeyher's „Schönbuch“ sonst so umfassend gegeben hat. Auch in der schönen Studie über die württembergischen Wildbanne, die der so tragisch in den letzten Tagen des zweiten Weltkriegs gefallene Forstmeister Ernst Kreuser, hinterlassen hat, sind Wald und Wild eng verbunden. Es ist erfreulich, daß die mit viel Liebe und Sorgfalt geschriebene Arbeit nun in den Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde erscheinen konnte. Die Grundlage der Betrachtungen Kreusers bildet die bekannte „Beschreibung des löbl. Fürstentums Württemberg“ durch Georg Gadner 1585–1594, jenes prächtige Kartenwerk, in dem das damalige württembergische Hoheitsgebiet nicht etwa, wie man erwartet, nach „Ämtern“, sondern in „Forste“ eingeteilt ist. Kreuser

befaßt sich nach einer Schilderung der Grenzbeziehungen zunächst mit dem Rechtsinhalt der Begriffe „Forst“ und „Wildbann“; „Forst“ war ursprünglich Königswald, dann „Herrschawald“ und bis zum 18. Jahrhundert im wesentlichen ein „Wildbann“, weitgehend ohne Berücksichtigung des Grundeigentums. Kreuser folgert daraus, zugespitzt: „Ohne die Wildbände und Forste des Mittelalters wäre der Wald in Deutschland wohl ebenso wenig erhalten geblieben, wie dies in einer Reihe außerdeutscher Länder der Fall ist.“ Oder: „Die Beschränkung des Jagdrechts durch die Forste und Wildbände hat uns den Wald um des Wildes wegen erhalten...“ Im Hauptteil der Arbeit werden anschließend die einzelnen, im heutigen Raum Württembergs liegenden ehemaligen „Forste“ der Gadner-Karten nach Umfang, Grenzen und Überschneidungen mit anderen Hoheitsgebieten ausführlich besprochen. Eingestreut sind 16 Federzeichnungen des Verfassers mit Wiedergaben wappenverzielter Grenzsteine der „Forsten“; die abgebildeten Steine stellen nur eine Auswahl aus der reichen Sammlung alter Grenzsteine dar, die der Verfasser im Lauf von Jahren liebevoll zusammengetragen hat.

Schließlich hat der Aalener Forstmeister Wilhelm Koch in der bekannten Reihe der Kosmos-Bändchen eine Veröffentlichung „Vom Urwald zum Forst“ erscheinen lassen, in dem unter „Forst“ man im heutigen Sinne der „Wirtschaftswald“ verstanden wird. Das kleine Buch besticht trotz der gegebenen Raumbeschränkung durch die Art der Darstellung. Ungewöhnlich geschickt und anregend wird in Kleinkapiteln, gewissermaßen mosaikartig, die Entwicklung des Waldes und seiner Benützung durch den Menschen von den Anfängen bis zu den Überlegungen, Methoden und Betriebsformen des heutigen Wirtschaftswaldes geschildert (mit Bevorzugung des süddeutschen Raums). Einzelne Episoden dieser Entwicklung, einzelne Spezialfragen und Umrisse schöpferischer forstlicher Persönlichkeiten, auch Anekdoten sind eingestreut. So etwa die Begegnung Schillers mit dem herzoglich weimarschen Forstmeister Otelt, bei der der Dichter, erschüttert über die Zeiträume forstlichen Planens, gesagt haben soll: „Ihr“ (Jäger-Forstmänner) „seyd gross: Ihr wirket unbekannt, unbelohnt, frei von des Egoismus Tyrannie und Eueres stillen Fleisses Früchte reifen der späteren Nachwelt noch. Held und Dichter erringen eiteln Ruhm. Fürwahr, ich möchte ein Jäger seyn!“ Und Schillers Sohn wurde Forstmeister. – Die 22 Bilder nach Aufnahmen des Verfassers sind sachlich und fotografisch vorzüglich. Linck

Karl Mahler und Fritz Fischer, *Blumen der Schwäb. Alb*. Verlag Erich Hoffmann, Heidenheim. DM 14.80. Der Gedanke, botanische Beschreibung mit künstlerischen farbigen Bildern zur Einheit eines schönen Pflanzenbuchs zu verbinden, ist nicht neu. Es sei nur an die in ihrer Art vollendeten alten Floren mit ihren kolorierten Kupferstichen oder aus neuerer Zeit etwa an das „Blumenbuch“ des Inselverlags mit den in Holz geschnittenen, farbigen Zeichnungen von Rudolf Koch erinnert. Während bei diesen Veröffentlichungen aber der Bildteil bei aller künstlerischen Gestaltung mit der sachlichen botanischen Beschreibung zusammengeht, ist dies bei dem vorliegenden Buch leider nicht der Fall. Dem knappen, doch inhaltsreichen und anregenden botanischen Text von Mahler stehen kolorierte Zeichnungen des bekannten Illustrators Fischer gegenüber, die das wirkliche Bild, ja das Wesen der abgebildeten Albpflanzen verzerren. Viele Bilder zeigen eine ganz andere „Tracht“, als sie die Pflanzen in der Natur draußen haben. Man vergleiche etwa die asthenische, kränkelnde Sumpfdotterblume Fischers mit den saftstrotzenden Dotterblumenbüschchen an den Wassergräben

draußen. Ohne auf den rein künstlerischen Wert der Fischerschen Zeichnungen einzugehen, scheint es uns nicht statthaft, in einem textlich botanisch aufgemachten Buch, in dem am Schluß sogar Literatur zu genauem Studium der Pflanzen angegeben ist, Pflanzenbilder zu bringen, die sich so sehr von der Wirklichkeit entfernen. Man bedauert dieses Auseinanderfallen des Buchs um so mehr, als sich der Verlag mit der Ausstattung sehr viel Mühe gemacht hat, und auch, weil die Veröffentlichung am Anfang einer verheißungsvollen Reihe über die „Wunder der Schwäbischen Alb“ steht. Linck

Georg Warnecke: Welcher Schmetterling ist das? Ein Kosmos-Naturführer zum Bestimmen der Schmetterlinge Mitteleuropas. Franchh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. DM 9.80 und 11.80.

Ein sachkundig geschriebenes und gefällig ausgestattetes kleines Handbuch der Schmetterlingskunde. Die ersten 65 Seiten sind dem Bau, der allgemeinen Biologie, der grundsätzlichen Systematik sowie der Zucht und dem Fang der Schmetterlinge gewidmet. Der größere Teil enthält stichwortartige Beschreibungen der einzelnen Arten in systematischer Reihenfolge; rund 450 Arten sind, großenteils mit zugehörigen Raupen, Puppen und Futterpflanzen, farbig und schwarz auf Tafeln abgebildet. Der Naturschutz ist nicht vergessen. Bei dem erschreckenden Rückgang der Schmetterlinge in jüngster Zeit wäre in einem Schmetterlingsbuch, das zum Sammeln anleitet, vielleicht eine noch stärkere Mahnung zur Zurückhaltung angebracht gewesen, auch bei „nicht-geschützten“ Arten. Das Prädikat „vielfach häufig“ verdiert zum Beispiel der Schwalbenschwanz in großen Teilen unseres Landes längst nicht mehr. Linck

Eugen Wolf, Über die Selbstbewahrung. Zur Frage nach der Distanz in Goethes Dasein. Verlag Cotta, Stuttgart. Nur innigste Vertrautheit mit Goethes Leben und Werk konnte diese klare und flüssige Darstellung schaffen und zu seiner inneren und äußeren Biographie einen so wesentlichen Beitrag leisten. Es handelt sich um die eigentümliche Verhaltensweise des Dichters, Raum zwischen sich und dem Zudrang der Welt zu legen, damit bei aller lebendigen Anteilnahme die innere Freiheit als Voraussetzung ungestörten schöpferischen Wirkens gesichert sei. Der Tatbestand selbst ist zwar im einzelnen bekannt, so etwa, daß G. für ihn bedrohliche Lebenserscheinungen künstlerisch aus der Gegenwart ins Zeitlose erhab und sich damit von ihnen befreite oder durch Reisen sich seelisch von der gewohnten Umgebung löste, um aus der Weite Menschen und Dinge wahrer und reiner zu erkennen, aber zum erstenmal wird hier das Problem, der Ausgleich einander entgegenwirkender Kräfte, in seinem ganzen Umfang erörtert und mit Zeugnissen aus allen Lebensbereichen belegt. Der Überschwang der Jugend, jene bedingungslose Hingabe der Wertherzeit an das Leben, die oft in eine unendliche Leere umschlug, gab ihm schon früh die Einsicht, um seines inneren Wachstums willen sich zu zähmen und Distanz zu üben. In Weimar wurde dann das Hofleben zur hohen Schule, unter Menschen und doch in Abstand von ihnen zu leben. Aber diese Abstandnahme als eine der Grundbedingungen seines Schaffens war im Lauf der Jahrzehnte häufigen Schwankungen unterworfen, und die richtige Regelung von Ferne und Nähe, das heißt beweglich und der Vielfalt der Wirklichkeit gegenüber offen zu bleiben, einsam zu sein, ohne in eine bedrückende Isolierung zu geraten, blieb eine der großen Aufgaben, deren Bewältigung ihm das Dasein immer von neuem stellte. Je älter G. wurde, desto stärker neigten Verstand und Wille zur Distanzierung. Störende und quälende Bewußtseinsinhalte wurden verdrängt, indem er sich mit aller Kraft einer

Tätigkeit zuwandte, die einen weit abliegenden Gegenstand umgriff. Um durch die Fülle der Erscheinungen in Natur und Kunst nicht beunruhigt zu werden, führte er sie auf Gesetz und Regel zurück. Alle freundschaftlichen Beziehungen der mittleren und späteren Jahre waren bewußt auf Distanz angelegt. Denn die Wahrung der eigenen Persönlichkeit verpflichtete auch zur Achtung vor fremdem Seinsrecht im weitesten Sinn des Wortes. Das ehrfurchtige Distanzgefühl galt besonders der gesamten Daseinsordnung und endlich dem Grund und Inbegriff alles Seins, Gott selbst, über den G. deshalb auch keine bindenden Aussagen zu machen wagte.

E. Baur

Zwei neue Bücher von Otto Heuschele

Bilder eines verinnerten, seelenhaften Lebens gibt Otto Heuschele in den sechs Erzählungen „Musik durchbricht die Nacht“ (Silberburg-Verlag, Werner Jäckh, Stuttgart). Diese Geschichten ranken sich nicht um auffällige Ereignisse, sondern schöpfen aus der ehrfürchtigen Bewunderung einer alles ins Geistige sammelnden und sublimierenden Energie, die den Menschen erst eigentlich zum Menschen macht. Nicht ohne Widerstände, Kämpfe und Überwindungen kann das gelingen. Inmitten einer raschlebigen Epoche, eines Zeitalters der Massen, kann solches Bemühen dem Dichter sogar eine hohe Selbstbescheidung abverlangen: „Was ich heute lebe, ist nur ein spätes, gerettetes Bruchstück des echten großen Lebens, das ich einmal lebte, das so viele Möglichkeiten in sich trug.“ Aber diese Stellung abseits vom Strom der Zeit erlaubt es dem Dichter, daß er alles, was ihn bewegt, in eine Perspektive auf das Ewig-Zeilose rückt. Unter dessen Sternbildern bewahrt er auch in wegloser Nacht den Glauben an eine göttliche Ordnung, die unseren Taten und Entscheidungen noch etwas wie Ziel und Richtung gibt und sie für uns sinnvoll macht.

Aus einer solchen Sicht werden die Jugenderinnerungen des Dichters zu einem Dank an die „Gaben des Lebens“ (Erich-Hoffmann-Verlag, Heidenheim). Denn im umhegten, vor der Brandung der Zeit geschützten Raum spenden sie ihm noch immer ihre Schönheit, ihre begnadende Kraft. Ganz in diesen Innenraum, das Reich der Seele, sind die Eindrücke eingegangen, die Heuschele in seiner Geburts- und Wahlheimat, in Schramberg und Waiblingen bis zum Ende des ersten Weltkrieges empfangen hat. In einem Zeitalter der Maschine und Technik erhält jedoch das Lebensgedenkbuch eines Dichters, der aus dem Reich seiner naturbeglückten Kindheits- und Jugendjahre am Rand einer Kleinstadt-Welt berichtet, zweifellos einen besonderen dokumentarischen Wert. Denn gerade jenes abseitig-stille Innenreich, das der ungeduldige Alltag allzuleicht vergessen läßt, stellt das Zauberland dar, aus dessen Urquell das Erleben und Gestalten des schöpferischen Menschen sich nährt. Wohl erzählt Heuschele schlicht und unbeschönigt von den schmerzhaften Spannungen, die zwischen der heimlich beharrenden Gewalt des eigenen Wesens und dem tiefgreifenden Umbruch der ganzen Zeit entstehen. Doch wird er eben in solcher Gefährdung der Heil- und Trostkraft bewußt, die der Geist einer christlich-humanitären Überlieferung einer notvollen Gegenwart noch zu spenden vermag. Einkehr zu den guten Mächten ist darum dieses Buch, das zugleich versucht, Besinnung zu wecken und Klärung darüber zu schaffen, was Dichter und Dichtung eigentlich seien. E. Wezel

Wilhem Schick, Nürtinger Erinnerungen. Senner-Verlag, Nürtingen. DM 6.30.

Nürtingen erhielt 1921 mit der „Geschichte der Stadt Nürtingen“ von J. Kocher sein treffliches Heimatbuch.

Nun hat Wilhelm Schick – ein Nürtinger – als Ergänzung die „Nürtinger Erinnerungen, Geschichten und Geschichtchen aus längst vergangenen Tagen“ folgen lassen. Er führt damit in das intimere Leben der Kleinstadt, wie er es selbst kennen lernte. Er hatte schon in seiner Jugend einen offenen Blick für die Romantik des Kleinstadtlebens. Er führt die Leser zurück in seine Kinderstube und macht uns mit seiner Mutter bekannt, die als Lehrerswitwe ihren Kindern lebte, aber auch noch Zeit zum Verkehr mit wertvollen Menschen ihres Nürtinger Bekanntenkreises fand. Erstaunlich ist, wie der kleine Wilhelm dabei als scharfer Beobachter starke Eindrücke erhielt und sich schon früh sein eigenes Urteil bildete. Er nimmt uns mit in die engen Gäßchen, führt uns um die alte Kirche zu den idyllischen Spielplätzen der Altstadt, hinauf auf den alten Kirchturm und an die Gestade des Neckars. Überall war er dabei, beim Spiel der Kameraden und bei ihren Lausbubereien, mit denen sie die reizbaren, alten Originale neckten. Als rechtsschaffener Nürtinger erzählt er uns vom Maientag und den großen Vorbereitungen zu diesem traditionellen Fest. Schließlich berichtet er voll Stolz von dem hohen Tag der Stadt, an dem König Wilhelm II. anlässlich der aufsehenerregenden Kunstausstellung im neuerrichteten Realgymnasium Nürtingen einen Besuch abstattete. – Von seinem Lehrer, dem „Väterle Borst“, einem einmaligen Lehreroriginal, den der junge Wilhelm – ein Sinnierer und Träumer – fürchtete, erzählt er in versöhnendem Ton und schildert die Art dieses schwäbischen Sonderlings mit den Augen des gereiften Menschen, gütig und humorvoll, gerecht. Einen gelungenen Abschluß bildet das Kapitel, in dem er die 90jährige Frau Fischer-Fischer erzählen läßt. Jene einzigartige, schlichte Bürgersfrau, die von Schiller besessen war und die über die Dinge des alten Nürtingen Bescheid wußte. Hier erstehen wieder die alten Originale, wie der liederliche Donnerwetter, das Hexle aus der Hundsgasse, der allen bekannte Sandkarle, Melchiors „Dragoner“ und der „schöne Eugen“. Der Band ist geschmackvoll ausgestaltet durch Großaufnahmen von Alfred Pierling, der die alten Winkel der Stadt erlauschte, und die Illustrationen von Otto Zondler, der mit wenigen Strichen belebte Landschafts- und Straßenbilder oder gar den alten Professor Kornbeck und Oberlehrer Borst festhält. – Die Nürtinger, vor allem die in der Ferne wohnenden, werden ihre Freude an dem Buch haben. Aber auch bei vielen Erziehern, die einst manche Jugendjahre im Nürtinger Seminar erlebten, wird dieses Buch schöne Jugenderinnerungen zurückrufen.

E. Kunz

Malerische Ansichten aus alter Zeit. Herausgegeben von Dr. Max Schefold. Verlag Dr. Hans Peters, Honnef. Ganzleinen DM 28.60.

Das neue Buch von Schefold ist speziell der schwäbischen Vedute in ihrer höchsten Blüte, der Zeit um und nach 1800 gewidmet. Die Auswahl führt den Beschauer zurück in jenen Zeitraum der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, in dem Männer wie Emminger, Nilson, Obach, Müller, um nur einige zu nennen, die schwäbische Landschaft und den Reiz unserer Städte wieder ganz neu entdeckten und uns der Kupferstecher Aug. Seyffer mit seinen klassischen Landschaftsstichen vom Stammsschloß Württemberg, vom Hohenstaufen und der Wurmlinger Kapelle beschenkte. Die meist farbig wiedergegebenen Bilder sind eine Auswahl der reizvollsten Darstellungen ihrer Zeit und ihrer Gattung. Von ihnen strahlt eine klassizistisch klare, oft heroische, oder eine romantisch-weiche, bisweilen ins Elegische, aber auch schon ins biedermeierlich Schlichte abgewandelte Stimmung aus, wie sie bisher in der Entwicklung der

Vedute nirgends festzustellen war. „Noch nie zuvor hatten die kleinen anspruchslosen Blätter, die mit Anmut und Sauberkeit gezeichnet, radiert und koloriert, die heimischen Gegenden festhielten, sich solcher Beliebtheit erfreut,“ sagt Schefold selbst. – Die Blätter zeigen, wie Maler und Zeichner damals ihr engeres Vaterland betrachtet, wie aber auch Dichter, z. B. Goethe, Hauff, Waiblinger, Schwab, Uhland u. a. das Schwabenland beim Durchreisen gesehen und erlebt haben. Jedem Bild sind Ausschnitte von Reisebeschreibungen gegenübergestellt, die den Zusammenhang von dichterischer Schau und bildnerischer Gestaltung ver gegenwärtigen. Auf dreißig hervorragend reproduzierten Bildern wird die Zeit vor 150 Jahren und später lebendig, in der, um mit den Worten Schefolds zu sprechen, die Landschaft noch unberührt war von Verkehr und Industrie, in der die Flüsse noch ihren natürlichen Lauf suchten und die Städte noch wie in alter Zeit von Mauer, Wall und Graben umschlossen und von Toren und Toren bewehrt waren. – Für diese vorbildliche Publikation sollte der Kunst- und Heimatfreund dem Verfasser wie dem Verlag Dank wissen. Walter Weber

Ludwigsburger Geschichtsblätter. Neue Folge, Band XIII. Herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins Ludwigsburg von Prof. Dr. Oscar Paret. Erschienen 1957 im Kommissionsverlag J. Aigner, Ludwigsburg. – Nach 18jähriger, durch den zweiten Weltkrieg und seine Folgen bedingter Unterbrechung, erscheint Band XIII mit Unterstützung durch Kreis und Stadt Ludwigsburg. – Einleitend gedenkt der Herausgeber des viel zu früh verstorbenen Geschichtsforschers Dr. Gerhard Heß, mit dessen Tod die württembergische Geschichtsforschung einen verheißungsvollen und erfolgreichen Gelehrten verloren hat. Eine noch vor seinem Tode abgeschlossene Abhandlung über die „Geschichte der Alt-Ludwigsburger Markung“ findet gleichsam in memoriam des Verstorbenen ihren würdigen Platz in der vorliegenden Publikation. Ein weiterer von O. Paret ergänzter Beitrag eines ebenfalls inzwischen verstorbenen Heimatforschers, Studienrat Dr. Friedrich Blumenstock, läßt die schweren Tage, die jedem noch in deutlicher Erinnerung stehenden turbulenten Ereignisse vom Ende des zweiten Weltkriegs im Kreis Ludwigsburg an uns vorüberziehen. Den neuesten vorgeschichtlichen und geschichtlichen Funden im Kreis Ludwigsburg hat Prof. Paret eine größere Abhandlung gewidmet. Er führt uns von der Altsteinzeit, von der Bronze- und frühen Eisenzeit über die römische und frühalamannische Zeit bis zum Mittelalter, bei der Peterskirche von Bietigheim und der Katharinenkirche von Eglosheim werden ältere Kirchen an der Stelle der heutigen spätgotischen Bauten aufgezeigt und in vorbildlichen Rekonstruktionsplänen belegt. – Verschwundene Natur- und Baudenkmäler werden in Bildern gezeigt, darunter die bis 1945 benützte überdeckte, einst so malerische Neckarbrücke bei Benningen oder die Neckarschleife bei Mundelsheim, die wie so viele andere Naturschönheiten gerade in diesem Kreis der Schiffsbarmachung des Neckars geopfert werden mußte. – Um die Fülle heimatgeschichtlicher Literatur sowohl dem Heimatfreund als auch dem For scher zugänglich zu machen, wird abschließend eine 20 Seiten umfassende Bibliographie zum neuesten Schrifttum über Stadt und Kreis Ludwigsburg angegliedert, in der neben den Ludwigsburger Geschichtsblättern I bis XII auch die seit neun Jahren erscheinende Beilage „Hie gut Württemberg“ der Ludwigsburger Kreiszeitung erschöpfend ausgewertet wird. – Alles in allem bietet der 140 Seiten starke neue Band XIII dem Heimatfreund wie der Geschichtsforschung eine Fülle wertvollsten bisher unbekannten heimatgeschichtlichen Stoffes. Walter Weber